

Sozialdemokratischer Pressedienst

Verleger und Chefredakteur:
Erich Hilfringhaus, Berlin.
Fernsprecher: zum Dönhofs 4196/4198



Anschrift für Verlag und Schriftleitung:
Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 6
Drahtanschrift: Cepobienst

Die Herstellung erfolgt im Selbstverlag.
Der Abdruck ist nur auf Grund besonderer Genehmigung gestattet. Abdruckung beiderseits 4 Bogen
vor dem Quartalsanfang, wenn nicht anderes vereinbart ist. Druckort für beide Zeilen ist Berlin.

Berlin, den 3. März 1930

Int. Institut
Soz. Geschichte
Amsterdam

Was will die Volkspartei?

SPD. Als Herr Moldenhauer kurz nach seiner Ernennung zum Reichsfinanzminister vor Pressevertretern seine Deckungsvorschläge entwickelte, fügte er gegen Schluss seiner Ausführungen die Bemerkung hinzu, es sei keine sympathische Rolle, die er jetzt spiele. Er habe vor der Übernahme des Amtes nicht geahnt, wie gross die Schwierigkeiten seien. Es sei nun erforderlich, öffentlich den Ernst der Lage klarzumachen und die Illusionen zu zerstören, die immer noch in weiten Bevölkerungskreisen herrschen. Zu diesen Illusionen gehört der Glaube des Unternehmertums, dass man eine Sanierung der Arbeitslosenunterstützung durchführen könne, die einen allgemeinen Abbau der Leistungen bedeute. Herr Moldenhauer sprach sich damals mit sehr guten Gründen und viel Energie gegen die Absichten aus, die Leistungen der Arbeitslosenversicherung gerade in der Zeit abzubauen, in der die Arbeitslosigkeit am höchsten ist.

Inzwischen ist vieles geschehen zur Zerstörung jener Illusionen, die durch den Steuersenkungsfeldzug des Unternehmertums hervorgerufen worden sind. Dass Steuersenkungen möglich sind, kann heute keiner mehr glaubhaft machen, die Notwendigkeit von Steuererhöhungen wird überall eingesehen. Die Deutsche Volkspartei jedoch will eine neue Illusionspolitik einleiten. Da Steuersenkungen nicht möglich sind, will sie nun wieder den Generalvorstoss gegen die Arbeitslosenversicherung, wobei sich dahinter weiterhin die Absicht verbirgt, einen allgemeinen Lohnsenkungsfeldzug einzuleiten. Der Abbau der Arbeitslosenversicherung soll dem Unternehmertum bringen, was es von der Steuersenkung erwartet hatte: Eine Verschiebung des Gleichgewichts der Lasten und der Leistungen für den Staat zugunsten des Besitzes.

Eine solche Politik ist nicht nur illusionistisch, weil sie die Machtverhältnisse falsch einschätzt, sie ist es auch unter rein steuerlichem Gesichtspunkt. Wenn auch die Volkspartei die Arbeitslosen preisgeben möchte, so kann es doch die Allgemeinheit nicht. Die Arbeitslosen müssen leben, und die Gesamtbelastung durch die Arbeitslosigkeit wird nicht geringer, wenn die Lasten statt auf dem Reich dann auf den Gemeinden ruhen. Die Folge würde nur sein, dass die Realsteuern in den Gemeinden erheblich angezogen werden müssten, und dann würde sich wieder das Geschrei des Unternehmertums gegen die Steuererhöhung in den Gemeinden erheben.

Der Wille der Volkspartei, die Arbeitslosen preiszugeben, und die sogenannte Sanierung auf ihrem Rücken zu vollziehen, ist nach den letzten Beschlüssen der Volkspartei nicht mehr zu bezweifeln. Er wird unterstrichen durch die betonte Zurückweisung der Meinungsäußerung des Reichspräsidenten, der erklärt hat, dass in der Zeit der Not die bessersituierten Bevölkerungskreise den Notleidenden helfen müssten. Die echte Unternehmerbrutalität kennt keine Grenzen und keine Rücksicht. Sie geht ebenso über Staatsnotwendigkeiten hinweg, wie über das Elend der Erwerbslosen. Sie lässt sich von ihrem Kurse

nicht ablenken durch die einfache logische und menschliche Äusserung eines Mannes, dessen Autorität und staatsrechtliche Macht zu stärken die Volkspartei als einen ihrer wichtigsten Programmpunkte aufgestellt hat!

Diese Meinungsäusserung des Reichspräsidenten wird von dem einfachen Manne ohne weiteres verstanden werden. Sie enthält die Grundformel jeder sozialen Moral: dass in der Zeit der Not nicht die Besitzenden geschont und die Notleidenden belastet werden dürfen. Die Moral der Volkspartei besteht darin, dass die Erwerbslosen preisgegeben werden sollen. Sie nennt das Rettung von Staat und Wirtschaft. Auf der einen Seite steht demnach die Deutsche Volkspartei, die sich als die Retterin der Wirtschaft ausgibt, auf der anderen Seite der gesunde Menschenverstand, die soziale Moral, und der Reichspräsident. So ist die Lage.

Die Rolle des Finanzministers Moldenhauer und der Deutschen Volkspartei bei einem Zugeständnis zugunsten der Notleidenden wäre trotz aller vergangenen Steuersenkungspropaganda weitaus sympathischer als die Rolle, die sie heute spielt. Denn wer wird behaupten, dass die Rolle des deutschen Unternehmertums gegenüber der Mahnung des Reichspräsidenten zu sozialer Gerechtigkeit sympathisch sei?

SPD. Wien, 3. März (Eig. Drahtb.)

Im Sitzungssaal des Haushaltsausschusses des Nationalrats traten am Montag die Strafrechtsausschüsse Deutschlands und Österreichs zu einer gemeinsamen Beratung zusammen.

Der Obmann des österreichischen Ausschusses, Nationalratpräsident Dr. Waber eröffnete die Konferenz mit einer Ansprache, in der er vor allem den deutschen Vertreter Geheimrat Dr. Kahl herzlich willkommen hiess. Dem Ausschuss stünde noch eine grosse Arbeit bevor. Über die Grundfragen der Strafrechtsreform sei man in den vier bisher abgehaltenen Konferenzen dank der Einigkeit der beiden Ausschüsse zu positiven Ergebnissen gekommen, sodass auch über die jetzt noch zu behandelnden Einzelfragen ein befriedigendes Ergebnis erzielt werden dürfte. Der österreichische Justizminister Dr. Slama begrüsst die Erschienenen im Namen der österreichischen Bundesregierung. Auch er sprach die Hoffnung aus, dass es der Konferenz gelingen möge, die Strafrechtsreform zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

Geheimrat Dr. Kahl übernahm den Vorsitz der Konferenz und dankte für die herzlichen Worte der Begrüssung. Er gab der Überzeugung Ausdruck, dass der gute Wille zu einem guten Ziele führen werde. Die deutsche Delegation habe die absolute Zuversicht, dass es diesmal gelingen werde, auch den richtigen Schluss für den verheissungsvollen Anfang zu finden. - Die Konferenz trat dann in ihre Beratungen ein.

SPD. Der Denunziant Dr. Grützner, der bis jetzt nicht den Mut aufgebracht hat aus seinem ehrlosen Verhalten gegenüber dem früheren preussischen Innenminister die Konsequenzen zu ziehen und von sich aus die Sozialdemokratische Partei zu verlassen, macht durch eine Erklärung in der bürgerlichen Presse den Versuch, sein Denunziantentum auch noch zu rechtfertigen. Was in dieser Erklärung steht, ist für Grützner ebenso charakteristisch wie sein Verhalten in Sachen des zurückgetretenen preussischen Innenministers. Seine Feststellungen sind, soweit sie den Vorstand der Sozialdemokratischen Partei betreffen, unwahr und wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, dass dieser politische Geschäftemacher und Streber für den Ausschluss aus der Sozialdemokratie längst reif ist, dann ist es seine neueste Erklärung. In der Erklärung des Herrn Grützner heisst es wörtlich:

"Herr Senatspräsident Grützner hat zunächst im Januar 1930 sich an den Parteivorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands gewandt. Dem Parteivorstand gelang es aber nicht, in dieser Beziehung irgendwie eine Änderung herbeizuführen. Hierbei wurde Herr Senatspräsident Grützner von einem Parteivorstandsmitglied auf seine Anfrage ausdrücklich zugestanden, dass er in der fraglichen Angelegenheit seiner Pflicht als Parteimitglied restlos nachgekommen sei und künftig in seinen weiteren Entschliessungen nunmehr völlig freie Hand habe. So kam es, dass Herr Senatspräsident Grützner am 3. Februar den fraglichen Brief an Herrn Ministerpräsident Braun richtete, aber lediglich in seiner Eigenschaft als Staatsbürger an den Ministerpräsidenten als den besonders sichtbaren Exponenten der Masse des preussischen Staatsvolkes."

Richtig ist an diesen Feststellungen, dass Grützner auch bei dem Vorstand der Sozialdemokratischen Partei, ähnlich wie anderswo, zweimal versucht hat, gegen Grzesinski zu intrigieren. Seine Behauptung, dass man ihm zugestanden habe, er wäre in der fraglichen Angelegenheit seiner Pflicht "als Parteimitglied" restlos nachgekommen und habe nunmehr völlig freie Hand, ist ebenso unwahr wie vieles andere, was Grützner früher oder in diesen Tagen in den verschiedensten Angelegenheiten behauptet hat.

+ + +
Die Montagausgabe des "Dortmunder General-Anzeiger" enthält eine Notiz über eine Unterredung des Berliner Mitarbeiters dieses Blattes mit Grützner. Danach soll Grützner in erregtem Tone erklärt haben, dass die von Berliner Blättern angezogene Unterredung Grützners mit dem Oberverwaltungsgerichtspräsidenten Dr. Drews bereits vor einigen Tagen stattgefunden habe. Sie habe eine Handlungsweise des Ministerpräsidenten Dr. Braun zum Gegenstand gehabt, für die dieser wahrscheinlich das gleiche Schicksal erleiden werde wie der Innenminister Grzesinski.

Wir wissen nicht, inwieweit Grützner etwas derartiges gesagt hat. Sollte er sich aber tatsächlich so geäußert haben, so scheinen die Zweifel, die man neuerdings an dem Gesundheitszustand dieses Mannes hegt, durchaus berechtigt zu sein. Im übrigen wird Herrn Grützner wahrscheinlich schon am Dienstag Gelegenheit geboten werden, sich zu der Angelegenheit zu äussern. Bis dahin wollen wir uns mit unseren obigen Feststellungen begnügen.

SPD. Paris, 3. März (Eig. Drahtb.)
Als Tardieu im November sein erstes Ministerium bildete, das die für die damaligen guten alten Zeiten unerhörte Ziffer von 28 Ministern und Unterstaatssekretären aufwies, erzählte man, der alte Clemenceau hätte über diesen Geniestreich seines einstigen Schützlings einen Lachkrampf bekommen und sich besonders über die Schaffung eines Unterstaatssekretärs für Ackerbau vor Heiterkeit kaum fassen können. Clemenceau ist inzwischen gestorben. Dem ersten Kabinett Tardieu ist ein zweites gefolgt. Aus dem Ministerium der 28 wurde ein Ministerium der 34. Dem Unterstaatssekretär für Ackerbau folgten ein Unterstaatssekretär für Gesundheitswesen, ein Unterstaatssekretär für Juristik, ein weiterer für Sport; die Aufteilung des Finanzressorts auf vier Köpfe - einem Budgetminister, einem eigentlichen Finanzminister und je einem Unterstaatssekretär.

Tardieu hat damit nur ein Prinzip konsequent weitergeführt, das ihm wahrscheinlich als Sinnbild für seinen oft zitierten Amerikanismus erscheint: nämlich das Prinzip, bei der Besetzung der einzelnen Ministerposten nicht aufgrund der fachlichen Eigenschaften und persönlichen Tüchtigkeit der Kandidaten vorzugehen, sondern bei deren Auswahl sich ausschliesslich von der Absicht leiten zu lassen, durch Einbeziehung möglichst vieler kleiner Kliquen eine Majorität zusammenzukratzen. Die Erweiterung des Kabinetts um sechs Mitglieder,

für die die entsprechenden Ressorts eben geschaffen werden müssen, könnte Tardieu unter Umständen je fünf Stimmen pro Kopf des neuen Ministers einbringen und Tardieu scheint es mit dem Spruch zu halten "Wer fünf Stimmen nicht ehrt, ist die Majorität nicht wert".

Diese Mentalität prägt, ganz abgesehen von seiner innerpolitischen Stellung als reaktionäres Kampfkabinet, dem Tardieu'schen Ministerium seinen spezifischen Charakter auf: Die Ernennung des gewesenen Postministers Martin, dessen negative Leistungen um das skandalös schlecht funktionierende Pariser Telephonnetz, ihn bis in die Kreise der kleinen Beamten der Telephonzentrale hinunter unmöglich gemacht hatten, auf den Posten des Budgetministers; die Ernennung des aus seinen Geheimverhandlungen mit Klönne, Rechberg bekannt gewordenen Reaktionären Reynaud zum Finanzminister; die Ernennung eines 65-jährigen Greises zum Unterstaatssekretär für Leibesübungen - dies sind nur einzelne Gründe, die dem zweiten Kabinet Tardieu in den Kreisen der Linken bereits den Ehrentitel eines "Karnevals-Kabinettes" beigebracht haben.

Zieht man zu alledem noch die politischen Hintergründe in Betracht, so ist begreiflich, dass die neue Regierung im Lager der Linken nicht eine sachliche Opposition, sondern einen so beispiellosen Sturm der Entrüstung und Erbitterung ausgelöst hat, sodass für die nächste innerpolitische Zukunft in Frankreich die pessimistischsten Prophezeiungen gerechtfertigt erscheinen.

SPD. Der linkskommunistische Volkswille meldet: "Rakowski (der frühere russische Botschafter in Paris) ist mit seiner kranken Frau gezwungen, unter den schlechtesten Bedingungen in Barnaul den sibirischen Winter bei einer Kälte von 40 - 50 Grad zu verbringen. Rakowski ist vom Sumpffieber ergriffen und hat ein schweres Herzleiden. Die Ärzte haben deshalb verordnet, dass er unbedingt Hilfe im Kaukasus suchen muss. Das Moskauer Polit-Büro versagt aber diese Hilfe. Ja. man hat seine Haft in Sibirien noch verschärft, indem man ihm die Möglichkeit genommen hat, politisch zu arbeiten."

Das kommunistische Oppositionsblatt versieht diese Meldung mit der Überschrift "Stalins Rache an Rakowski".

SPD. Prag, 3. März (Eig. Drahtb.)

Die erst vor wenigen Wochen unter Teilnahme der Sozialisten gebildete tschechische Regierung droht von einer Krise erfasst zu werden und wäre wahrscheinlich schon davon erfasst worden, wenn nicht der 80. Geburtstag des Staatspräsidenten Masaryk bevorstehen würde.

Die Agrarier fordern die Durchführung ihrer zollpolitischen Pläne, während die Sozialisten, die Vertreter des Handels und der Industrie sich dagegen entschieden wehren. Die Agrarier wünschen ähnlich wie früher die Verwirklichung eines Getreidemonopols. Der Ankauf von Getreide im Ausland soll zwar frei sein, jede eingeführte Menge soll jedoch eine Kontrollstelle passieren. Die Möglichkeit, dass die Agrarier mit ihren Forderungen ein Fiasko erleiden ist durchaus gegeben. Damit wäre der Bestand des Kabinetts, vielleicht auch der des Parlaments, gefährdet. Es kommt hinzu, dass weite bürgerliche Kreise eine Krise geradezu herbeisehnen, um nach Möglichkeit die alte bürgerliche Regierungskoalition auferstehen zu lassen.

Die tschechischen und deutschen Agrarier haben inzwischen im Parlament einen gemeinsamen Arbeitsausschuss gebildet. Diese Massnahme wird als erster Schritt zur Verschmelzung der beiden agrarischen Parteien betrachtet. Die Agrarier führen als Grund ihrer Verständigung die Notwendigkeit einer gemeinsamen Lösung der Agrarkrise an. In Wirklichkeit dürften sie jedoch bestrebt sein, gegen den sozialistischen Block ein Gegengewicht zu schaffen.

SPD. München, 3. März (Eig. Drahtb.)

Wie das Münchener Kommunistenorgan mitteilt, verhaftete die politische Abteilung der Münchener Polizeidirektion am Montag früh die kommunistische Münchener Stadträtin Sarnecki in ihrer Wohnung. Zur gleichen Zeit wurde auch der frühere kommunistische Landtagsabgeordnete Götz in seiner Wohnung festgenommen. Als Gründe gab die Polizei an, dass die beiden Verhafteten verdächtig seien, am vergangenen Mittwoch an dem Landfriedensbruch im Münchener Stadtteil Giesing teilgenommen zu haben. Dort kam es zu einer grösseren blutigen Auseinandersetzung zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten.

SPD. Vor dem Hauptausschuss des Preussischen Landtags begann am Montag die Beratung des Haushalts der Justiz.

Justizminister Dr. Schmidt-Lichtenberg betonte in seinen einleitenden Worten, dass die Justizverwaltung bestrebt sei, den Zuschussbedarf zum Justizhaushalt nach Möglichkeit zu verhindern. Bei der ungeheuren Zunahme der Prozesse, namentlich auch der Zivilprozesse gegenüber der Vorkriegszeit sei dies Ziel aber nur zu erreichen durch eine Vereinfachung der Rechtspflege. Preussen erstrebe daher beim Reich eine Erhöhung der Zuständigkeitsgrenze für Amtsgerichtssachen und eine Erhöhung der Berufungssumme. Allerdings werde auch die Ersparnis aus diesen Massnahmen nur 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark jährlich betragen. Die Bewilligung des Armenrechts habe gegenüber der Vorkriegszeit ganz gewaltig zugenommen: früher waren 18 Prozent aller Prozesse Armensachen - jetzt 32 Prozent. Bei den Landgerichten sind die Armensachen von 31 auf 43 Prozent gestiegen. Auf eine Anfrage erklärte der Minister, dass die Zahl der Widerrufe in den Fällen der bedingten Strafaussetzung in den letzten Jahren sich auf 25 bis 26 Prozent gehalten habe, dass also etwa ein Viertel der bewilligten Bewährungsfristen gebrochen worden sei.

Abg. Kuttner (Soz) führte aus, dass die preussische Rechtspflege sich regional und provinziell sehr verschieden entwickelt hat. Während aus dem Westen verhältnismässig wenig Klagen über antirepublikanische Einstellung der Gerichte kommen, scheint für die Justiz in Ostpreussen, Pommern und Schlesien, teilweise auch für Sachsen, noch die Monarchie zu herrschen. In Ostpreussen gibt es für Beleidigungen einen seltsamen Tarif. Zu allererst stehen die Richter selber. So sind in zwei von dem Redner namentlich aufgeführten Fällen für Beleidigungen eines Richters zwei Jahre bzw. eineinhalb Jahre Gefängnis verhängt worden. Ganz unten in diesem Tarif republikanische Minister, die Republik und die Juden. So hat ein Tilsiter Gericht einem ostpreussischen Gutsbesitzer freigesprochen, der einen jüdischen Händler, der nach mehrfacher fruchtloser Mahnung Geld bei ihm einkassieren wollte, mit dem Stock geschlagen, ihn "dreckiger Jude" titulierte und den Hund auf ihn gehetzt hat. Das Tilsiter Gericht hat erklärt, dass der Händler "die bekannten rauhen Sitten der Tilsiter Niederung" habe kennen und sich danach richten müssen. Die Bezeichnung "dreckiger Jude" sei nur ein Scherz gewesen. Ein unbeteiligter Zeuge hat zwar ausgesagt, dass der prügelnde Gutsbesitzer durchaus Ernst gemacht hatte, aber das Gericht lässt sich auch durch diese Aussage nicht vom Freispruch abbringen: der Gutsbesitzer habe eine so grosse Gestalt und tiefe Basstimme, dass ein Unbeteiligter seine Scherze für ernst halten könne. Es ist ein wahres Wunder, dass nicht obendrein der Jude bestraft worden ist! - Nationalsozialistische Hetzer, wie Pastor a. D. Münchmeyer und Bruno von Salomon, sind trotz ärgster Beschimpfung der Republik freigesprochen worden, ein andermal hat ein pommersches Gericht gegen die 22 bzw. 29 Jahre alten nationalsozialistischen Angeklagten wegen ihrer "Jugendlichkeit" auf 3 Mark Geldstrafe erkannt. Dabei war einer von diesen "Jugendlichen" angestellter Parteisekretär der NASPD. Empörend ist es auch, wie im Schweidnitzer Prozess gegen die nationalsozialistischen Landfriedensbrecher der Vorsitzende das pro-

vözierende Auftreten Hitlers und der Angeklagten geduldet hat. In Frankfurt a/M. ist der Nationalsozialist Schütz, der zwei Reichsbannerleute mit dem Messer erstochen hat, freigesprochen worden. Zwei Reichsbannerleute, die gesehen hatten, wie Schütz das Messer zog und um sich stach, wurden als "der Mittäterschaft verdächtig" nicht vereidigt; vereidigt wurden dagegen die Begleiter des Schütz. Ganz ungeheuerlich ist auch ein Abtreibungsurteil des erweiterten Schöffengerichts Halberstadt. Man hat den Ehemann der an der Abtreibung verstorbenen Ehefrau wegen Anstiftung zu neun Monaten Gefängnis verurteilt, obwohl das Gericht selber anerkannte, dass der Ehemann der Frau von der Tat abgeraten hat. Er habe es aber nicht energisch genug getan! Durch solche Schreckensurteile gegen die Verwandtschaft der Abtreibenden wollen offenbar die Gerichte die Milderung des § 218 wieder wettmachen.

In der weiteren Aussprache beschwerte sich der Abg. Eichhoff (D.Vp.), dass im Justizministerium die Angehörigen katholischer Korporationen bevorzugt würden. Der Minister bestritt das sehr entschieden. Abg. Dr. Grzimek (Dem) erklärte, das ewige Schnüffeln nach der Konfession sei unerträglich und müsse aufhören. (Lebhaftes ironisches Sehr richtig! bei den So., Rufe "Auch bei König"). Abg. Grzimek! Jawohl, ich bin auch im Falle des Kultusministers absolut dagegen gewesen, dass nach der Konfession gefragt wurde. Wenn das so weitergeht, dann wird es bald nur noch katholische und evangelische Stellen geben, wer Dissident ist, der kann sich dann gleich aufhängen! - Weiterberatung Dienstag.

SPD. Halle, 3.März (Eig.Drahtb.)

Die Kommunisten, die sich in den Gemeindeparlamenten als die Retter der Erwerbslosen aufspielen, handeln dort, wo sie die Mehrheit haben, gerade entgegengesetzt.

In der halleschen Vorortgemeinde Lieskau lag ein Antrag der Erwerbslosen vor auf Bewilligung von Mitteln zur Ausführung von Notstandsarbeiten und Gewährung einer einmaligen Unterstützung. Der kommunistische Redner gab die Erklärung ab, der Etat der Gemeinde sei so erheblich überschritten, dass an eine Unterstützung der Erwerbslosen nicht zu denken sei. Der Antrag wurde gegen die Stimmen der Sozialdemokraten abgelehnt.

SPD. Genf, 3.März (Eig.Drahtb.)

Die Kommission für die Ausarbeitung eines Programms wirtschaftlicher Zusammenarbeit nahm am Montag in öffentlicher Sitzung die noch ausstehenden Berichte ihrer Unterausschüsse entgegen. Es zeigte sich wiederholt, dass nur durch Formulierungen, die gegensätzliche Anschauungen unentschieden nebeneinander stellen, eine Genehmigung der Berichte zu erreichen ist. Das gilt z.B. für die Meistbegünstigungsklausel, in der die Anhänger und Gegner einer beschränkten Meistbegünstigungsklausel ihren Standpunkt aufrecht erhielten.

Das Hauptinteresse sammelt sich z.Zt. jedoch um die vertraulichen Verhandlungen zwischen dem Vorsitzenden der Konferenz, den anwesenden Mitgliedern des Wirtschaftsausschusses des Völkerbundes und den Wirtschaftsbeamten des Sekretariats über ein Ersatzprogramm. Die Pläne kristallisieren sich dahin, dass man die sogenannten Freihandelsstaaten nur dazu verpflichtet will, ihre Freihandelspolitik nicht ohne weiteres aufzugeben, während die Staaten, deren Handelsverträge in der Hauptsache gebundene Zollsätze enthalten, ein gegenseitiges Übereinkommen abschliessen sollen, die Bindungen für eine bestimmte Zeit aufrechtzuerhalten und die nichtgebundenen Zölle erst nach gegenseitigen Verhandlungen zu erhöhen. Der von Serruys-Frankreich am Sonnabend herangezogene Abkommensentwurf Belgiens, Österreichs usw. verschwindet langsam wieder im

im Hintergrund. Andererseits macht sich gegen die Zweiteilung der Staaten schon jetzt Widerspruch bemerkbar.

Die vier nordischen Staaten hielten am Montag eine Sitzung unter sich ab, in der sie beschlossen, gegen die geplante Zweiteilung, falls sie endgültige Form annimmt, Widerspruch zu erheben.

SPD. Der Vorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion trat am Montagnachmittag zu einer Sitzung zusammen, an der sämtliche der Fraktion angehörende Minister teilnahmen, und in der über den gegenwärtigen Stand der Verhandlungen über die Regelung der finanziellen Fragen Bericht erstattet wurde. Es wurden keine Beschlüsse gefasst, doch herrschte volle Einmütigkeit darüber, dass die Verabschiedung der Young-Gesetze nicht durch innerpolitische Streitigkeiten verzögert werden darf, und dass für die schwebenden Finanzfragen eine Lösung gefunden werden muss, die sowohl die Aufrechterhaltung der sozialen Institutionen, insbesondere der Arbeitslosenversicherung, in dem bisherigen Umfang gewährleistet, als auch dem Gedanken eines Opfers der Besitzenden für die Sanierung der Finanzen Rechnung trägt.

+ + +

Das Reichskabinett hat am Montag nur eine Stunde getagt, um sodann seine Verhandlungen auf den Dienstag zu vertagen. Es kann jedoch jetzt schon gesagt werden, dass aller Voraussicht nach auch der Dienstag noch keine Entscheidung bringen wird. Diese dürfte vielmehr erst für den Mittwoch zu erwarten sein. Schon daraus ergibt sich, dass sich alle Teile des Kabinetts des ungeheueren Ernstes der Situation bewusst sind, und dass ein Beschluss, der auf einen Zusammenbruch der bisherigen Regierungspolitik hinausläuft, nicht leichten Herzens gefasst werden dürfte. Das Kabinett steht noch immer vor der doppelten Schwierigkeit, dass einmal die Deutsche Volkspartei sich weigert, in der Frage der Steuerpolitik mit Sozialdemokratie und Zentrum auf eine gemeinsame Plattform zu treten, und dass zum andern das Zentrum darauf besteht, eine Verabschiedung der Young-Gesetze nicht zuzulassen, solange die Steuerfragen nicht bereinigt sind.

Man kann wohl sagen, dass in diesem Augenblick die Spannung zwischen Zentrum und Volkspartei mindestens ebenso stark ist, wie die Spannung zwischen Volkspartei und Sozialdemokratie. Es steht also keineswegs so, dass die Sozialdemokratie einer geschlossenen bürgerlichen Front gegenübersteht, vielmehr wird ein Vorwärtskommen dadurch verhindert, dass die bürgerlichen Parteien der Grossen Koalition in einen sehr starken Gegensatz zueinander geraten sind. Daraus kann sich vielleicht für die sozialdemokratische Partei die Möglichkeit ergeben, die Führerrolle, die ihr in der Koalition dank ihrer Stärke zukommt, doch etwas mehr als bisher zu betonen. Muss an das Zentrum der Appell gerichtet werden, dass es die Erledigung der Young-Gesetze unter allen Umständen zulasse, so muss ebenso auch von der Volkspartei gefordert werden, dass sie sich von dem Druck der hinter ihr stehenden Wirtschaftskreise befreit und dem Gedanken eines Opfers auch der Besitzenden Rechnung trägt.

In der volksparteilichen Presse herrscht grosse Aufregung über das Ein-greifen des Reichspräsidenten. Die Dinge werden so dar-gestellt, als ob der Reichspräsident irgendwelchen Einflüsterungen des Zentrums oder der Sozialdemokratie erlegen und als Werkzeuge irgendwelcher parteipolitischer Pläne gebraucht worden wäre. Diese Auffassung ist jedoch vollkommen irrig. Reichspräsident von Hindenburg hat sich in diesem Fall nicht zum ersten Mal sozialen Erwägungen zugänglich gezeigt und was er den bürgerlichen Parteiführern gegenüber ausgesprochen hat, entspricht durchaus seinem eigenen sozialen Empfinden. Es ist im höchsten Grade erstaunlich, dass gerade diejenigen Kreise, die sonst "mehr Macht dem Reichspräsidenten!" verlangen, sofort gegen den Reichspräsidenten auftreten und ihm am liebsten den Mund verbieten würden, wenn er sich einmal auf die Seite der Besitzlosen stellt.

Obwohl Reichstagsfraktion und Parteiausschuss der Volkspartei sich einstimmig gegen jedes Notopfer ausgesprochen haben, und obwohl das Zentrum in seiner taktischen Stellungnahme zu den Younggesetzen noch keine Änderung erkennen lässt, braucht man - so wie sich die Dinge bis Montag-Abend gestaltet haben - die Hoffnung auf einen Sieg der Vernunft noch nicht restlos aufzugeben. Die Verantwortung für den Sturz des Kabinetts in diesem Augenblick, für den Fall oder die Verzögerung der Young-Gesetze sowie der Finanzreform würde keine Partei vor dem deutschen Volke zu tragen imstande sein.

SPD. Rotterdam, 3. März (Eig. Drahtb.)

Der deutsche Dampfer "Kohlimport" stiess am Montag morgen im Nebel unweit Terschelling mit dem schwedischen Dampfer "Gudur" zusammen. Der Anprall war so heftig, dass das deutsche Schiff sofort zu sinken begann. Der schwedische Dampfer rettete die Besatzung des "Kohlimport" und setzte dann mit schwerer Beschädigung die Reise nach Ymuiden fort.

SPD. Köln, 3. März (Eig. Drahtb.)

Während der Rosenmontagszug, der übrigens nicht gestört wurde, die innere Stadt mit seinem Jubel und Trubel erfüllte, erschoss an der Peripherie der Stadt ein 25 jähriger Arbeiter seine 21 Jahre alte Geliebte durch einen Schuss in die Herzgegend. Der Mörder verletzte sich dann lebensgefährlich.

Eine tragikomische Szene spielte sich in der Innenstadt ab, wo zwei 14-jährige Jungen auf das Dach eines Hauses gestiegen waren, um sich den Rosenmontagszug anzusehen. Die Bewohner vermuteten in ihnen Einbrecher und brachten sie zur Polizei, wo sich jedoch ihre Harmlosigkeit bald herausstellte.

SPD. Der Vorstand der Arbeit r-Internationale und des Internationalen Gewerkschaftsbundes werden am 4. März in einer gemeinsamen Sitzung zu der Londoner Flottenkonferenz, dem Abrüstungsproblem und der Genfer Vorbereitenden Abrüstungskonferenz Stellung nehmen. Die Konferenz, die anfänglich in Berlin stattfinden sollte, tagt in Paris. Ihre Einberufung erfolgte auf Anregung der holländischen Sozialdemokratie.

SPD. Paris, 3. März (Eig. Drahtb.)

Eine englische private Fluggesellschaft wird in den nächsten Tagen mit Probeflügen auf der zu errichtenden direkten Flugstrecke Southampton-Paris beginnen. Die neue Linie ist als direkter Anschluss an den Dampferverkehr New York-Southampton gedacht und würde die Reisedauer von New York nach Paris um volle 24 Stunden auf eine Gesamtdauer von vier Tagen verkürzen.

SPD. Amsterdam, 3. März (Eig. Drahtb.)

Die seit August vorigen Jahres stattgefundenen Verhandlungen zwischen dem Norddeutschen Lloyd in Bremen und dem Holländischen Lloyd in Rotterdam über eine engere Verbindung beider Gesellschaften haben zu einem vorläufigen Abkommen geführt, über dessen Inhalt jedoch noch Stillschweigen bewahrt wird. Die Hamburg-Amerika-Linie und die Hamburg-Südamerika-Linie haben es abgelehnt, sich dem Abkommen anzuschliessen.

SPD. Die kommunistische Opposition hat dieser Tage in Berliner Betrieben ein Flugblatt verbreiten lassen, in dem die KPD Betriebsräte aufgefordert werden, die von Thälmann-Merker-Ulbricht vorgeschriebenen "rote Betriebsräte-Listen" mit unorganisierten Kandidaten abzulehnen und statt dessen für die einheitlichen freigewerkschaftlichen Listen einzutreten. Das Flugblatt ist von einer Reihe noch in der KPD stehender Betriebsvertrauensleute unterzeichnet. Nach der Tageszeitung der Brandlergruppe stehen hinter dem Aufruf kommunistische Funktionäre und Zellen der NAG, Siemenswerke, von Ludwig Löwe, Ullstein, Schwartzkopf, Lindström usw. Diese Bewegung kommunistischer Funktionäre gegen die Zerstörungspolitik der KPD-Zentrale soll im ganzen Reich fortgesetzt werden.

SPD. London, 3. März (Eig. Drahtb.)

Aussenminister Henderson teilte am Montag im Unterhaus auf eine konservative Anfrage mit, dass die Regierung die in Russland für die religiösen Gemeinschaften geltenden Gesetze in Form eines Weissbuches in englischer Übersetzung der Öffentlichkeit und dem Parlament zu unterbreiten gedenke.

SPD. Weimar, 3. März (Eig. Drahtb.)

Der kürzlich von dem Putschisten Frick seines Amtes enthobene Gymnasialdirektor Dr. Siefert-Weimar ist am Montag mit allen früheren Funktionen wieder in sein Amt eingesetzt worden. Das seinerzeit von Siefert verfügte Verbot des rechtsstehenden Schülerbundes "Adler und Falke" bleibt jedoch aufgehoben.

SPD. Der frühere badische Staatspräsident Professor Dr. Hellpach ist aus der Demokratischen Reichstagsfraktion ausgeschieden und hat sein Mandat niedergelegt. Hellpach begründet seinen Schritt damit, dass er "Bindungen abzustreifen gedenke, die seine Meinungsäusserungen oder Entschlussfassungen zu den grossen innerpolitischen Problemen der Zeit beschränken müssen".

Von unterrichteter Seite erfahren wir dazu, dass Hellpach schon seit längerer Zeit die Bildung einer neuen bürgerlichen Mittelpartei anstrebt und mit dem Jungdeutschen Orden in enger Verbindung steht.

SPD. Paris, 3. März (Eig. Drahtb.)

Die Voruntersuchung gegen die einstige Direktorin der "Gazette de France", Frau Marthe Hanau und ihre Mitangeklagten wurde am Montag abgeschlossen. Der Prozess gegen Frau Hanau wegen Betrugs und Unterschlagung wird in den ersten Wochen des April beginnen.

SPD. Der geschäftsführende Vorstand des Deutschen Beamtenbundes befasste sich am Montag mit der Frage eines Notopfers für die Festbesoldeten und gab der Auffassung Ausdruck, dass jede Sonderbelastung der Beamtenschaft vermieden werden müsse. Man könne den aussergewöhnlichen Verhältnissen am besten nur dadurch gerecht werden, dass man die leistungsfähigen Volksschichten gebührend heranziehe.

SPD. Paris, 3. März (Eig. Drahtb.)

Ein Mord mit höchst sonderbaren und anscheinend politischen Hintergründen wurde in einem Pariser Vorstadt-Hotel entdeckt. Das Opfer ist ein jugoslawischer Journalist namens Joseph Werner, der das Hotelzimmer erst am 1. Februar gemietet hatte.

Werner sprach kein Wort französisch und musste sich beim Vermieten des Zimmers eines Dolmetschers bedienen. Er war sehr gut gekleidet, besass aber kein Gepäck, nicht einmal ein Hemd zum Wechseln, was die Vermutung nahelegte, dass er noch eine zweite Wohnung besessen hat und sich in dem Hotelzimmer lediglich verstecken wollte. Diese Annahme wurde verstärkt, als die Mordkommission ermitteln konnte, dass der Ermordete sich im Besitze eines offenbar gefälschten Passes auf den Namen Ali Kalbe Jsmael befand und er beim Wohnungsmeldeamt eine falsche Adresse angegeben hatte.

Der Nachbar Werners berichtet, dass in den frühen Morgenstunden des Sonntag an die Tür Werners heftig geklopft wurde und in dem Augenblick, als dieser die Tür öffnete, sechs Schüsse rasch hintereinander fielen, ohne dass vorher zwischen dem Mörder und seinem Opfer auch nur ein Wort gewechselt worden war. Die Pförtnerin sah den Mörder zwar fliehen, konnte aber kein Signalement über ihn geben. Dagegen wollen ihn Passanten in Begleitung eines jungen Mannes gesehen haben.

SPD. Bei der Wahl des Gemeindevorstehers in Wiescherhöfen bei Hamm entfielen auf den sozialdemokratischen Kandidaten 7, auf den des Bürgerblocks 9 Stimmen. Der Kandidat der KPD erhielt eine Stimme, obwohl die KPD im Gemeindeparlament drei Vertreter besitzt. Zwei kommunistische Gemeindevertreter hatten sich von dem Bürgerblock kaufen lassen: Als einer, ein gewisser Hildebrandt, diesen Kauf zu rechtfertigen versuchte, wurde er von den Zuhörern der Sitzung niedergebüllt.

SPD. Kapstadt, 3. März (Eig. Drahtb.)

Der südafrikanische Ministerpräsident Hertzog unterbreitete dem Parlament am Montag den angekündigten Gesetzentwurf über die Erweiterung des Frauenwahlrechts zur ersten Lesung. Der Gesetzentwurf dehnt das Frauenwahlrecht auf sämtliche Frauen europäischer Abstammung im Alter von über 21 Jahren aus. Die Frage des Frauenwahlrechts beschäftigte damit das südafrikanische Parlament zum 19. Male. In politischen Kreisen wird die Auffassung ausgesprochen, dass der reaktionäre Senat die Gesetzgebung verwerfen wird.

SPD. Nizza, 3. März (Eig. Drahtb.)

Der berühmte englische Romanschriftsteller D.H. Lawrence ist hier an Lungenschwindsucht gestorben. Lawrence war der Sohn eines Bergarbeiters. Seine Werke haben in England wegen ihrer offenen Behandlung sexueller Probleme starken Anstoss erregt. Mehrere seiner Bücher wurden von der Polizei unterdrückt.

SPD. In Jngolstadt in Bayern wurde eine Erwerbslosendemonstration von den dortigen örtlichen Führern der Kommunisten und der Nationalsozialisten gemeinsam geleitet.

Masaryk.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag.

SPD. Anders als auf ethische Grundlagen kann keine politische Unternehmung begründet werden.

Masaryk.

Wenn Plato sich einen Idealstaat erträumte, der von Philosophen regiert werde, scheint die Tschechoslowakei diesen Traum zu erfüllen. Denn ihr Präsident wäre auch ohne das hohe Amt, das er bekleidet, einzig durch die Leistungen seines Gehirns das, was er ist. Die Tschechen sind keineswegs arm an schöpferischen Kräften auf dem Felde der Dichtung, Kunst und Wissenschaft, aber immer noch ist Thomas G. Masaryk ihr repräsentativster Geist. Auch der Hinterwäldler, der nichts von der Tschechoslowakei weiss, den Namen Masaryk kennt er

Als Masaryk am 7. März 1850 in Göding zur Welt kam, schien das böse ungeredete Hohnwort Hebbels, das etwas später die Tschechen als "Bedientenvolk" abtat, auf ihn doppelt und dreifach zuzutreffen, denn seine Eltern waren Bediente: der Vater Kutscher, die Mutter Köchin. Aber in glänzendster Weise sollte der Sohn nicht nur für sich, sondern auch für seine Nation den europäischen Befähigungsnachweis erbringen. Nachdem er sich einmal unter allerhand Mühen die Pforten zur höheren Bildung aufgesprengt hatte, riss ihn sein Genie auf der wissenschaftlichen Laufbahn rasch vorwärts und aufwärts. Die überragende Bedeutung Masaryks als Gelehrter beruht auf einer langen Reihe von Werken, von denen "Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus" und "Russland und Europa" die bekanntesten sind, aber sein Wesen bezeichnete schon der Bogen, der sich zwischen seiner Doktordissertation und seiner Habilitationsschrift spannte; jene hiess "Über die Unsterblichkeit der Seele", diese "Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation". Philosophie und Soziologie waren und blieben die Pole von Masaryks wissenschaftlicher Wirksamkeit.

Gerade wegen seiner starken Neigung für Soziologie, also für die gesellschaftlichen Zusammenhänge des Lebens, war für Masaryk, wie einst für Marx, Philosophie ein Mittel, die Welt nicht nur zu erkennen, sondern auch zu verändern. Freilich fühlte er sich nie als Marxisten - ganz im Gegenteil! Reiner Idealist im Weltanschauungssinn, den Materialismus in jeder Form ablehnend, glaubte er aus dem Gedanken, dem Geist heraus Gesellschaft und Menschen erneuern zu können. Der strengste Ethiker seit Kant, ging er auch unter den Politikern umher, unerbittlich seine sittliche Forderung einzukassieren. Sein erstes Gebot hiess: Wahrheit! Für die Wahrheit setzte sich dieser ganz unprofessorale Professor der Wiener Universität auch dann leidenschaftlich ein, wenn ihm deshalb aus der kompakten Majorität des Stumpfsinns Schmutz und Steine um den Kopf flogen. Eine der Ruhmestaten seines Lebens ist die Unerschrockenheit, mit der er an der Jahrhundertwende im Zusammenhang mit dem Hilsner-Prozess gegen den blöden Ritualmord-Schwindel der Antisemiten vom Leder zog.

Dieser Drang zur Wahrheit beseelte ihn auch im nationalen Kampf. Der geborene Slowake war bewusster Tschechoslowake, aber nichts entzückte ihn weniger als der haltlose Romantismus, in dem sich damals der Selbständigkeitswille seines Volkes verlor. Da er die berühmte Königinhofer Handschrift, die dem romantisch vernebelten Nationalismus ein Heiligtum war, als plumpe Fälschung des neunzehnten Jahrhunderts enthüllte, spicen ihn die Trunkenbolde der nationalistischen Phrase an: "Geh zum Teufel, schändlicher Verräter", schrieb ein tschechisches Chauvinistenblatt, "wir scheiden dich aus unserem nationalen Körper aus wie garstigen Eiter". Aber was die Chauvinisten aller Farben und Lager dachten und sagten, liess ihn allezeit kalt. Jener Begriff der Nationalität, der nach Grillparzers Wort von der Humanität zur Bestialität führt, war ihm ein Scheuel und Greuel; seine Losung lautete: Nationalität, gegründet auf

Humanität! Grosser Realist und Rationalist, der er stets war, verdamnte er im nationalen Streben alle grossen Worte, alle leeren Redensarten, jede heldische Maskerade, jede romantische Pose. Berauschend durch wasserklare Nüchternheit, predigte er unermüdlich, rastlose Alltagsarbeit gerade im Kleinen und Kleinsten als bestes Mittel zur Erlösung der Nation. Weder Heroen noch Märtyrer wollte er, sondern ganz simpel: Arbeiter.

Als Abgeordneter des Wiener Reichsrats hatte sich Masaryk mit dem österreichisch-ungarischen Problem auseinanderzusetzen. Als einzige Rettungsmöglichkeit für das auseinanderstrebende Donaureich erschien ihm die Umwandlung des dynastischen Staates in einen Staat seiner Völker. Gross-Österreich? Warum nicht? Aber ein "freiheitliches, fortschrittliches, demokratisches Gross-Österreich"! Früh auch erkannte er mit unbestechlichem Scharfblick die Bedeutung der südslawischen Frage für das Ganze und mühte sich, zu Ungeheuerlichkeiten wie dem Agramer Hochverratsprozess und dem Friedjung-Prozess seine mahnende Stimme erhebend, die selbstmörderische Südslawenpolitik der Machthaber auf ein richtigeres Gleis zu schieben. Vergebens! Und ebenso umsonst die Bestrebungen des fanatischen Apostels der Gewaltlosigkeit, dem Krieg vorzubeugen. Da er im November 1912 als freiwilliger Mittler zwischen Belgrad und Wien ein durchaus annehmbares Angebot Paschtschs dem Grafen Berchtold überbrachte, argwöhnte der feudale Herr am Ballplatz, dieser - äh! - Schulmeister wolle sich eine Provision verdienen und lehnte eine Prüfung der Vorschläge, sich mit Serbien auf besserem Fuss zu stellen, hochmütig ab. So nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Im Weltkrieg war es für Masaryk ein kategorischer Imperativ, eine sittliche Pflicht, zur Zerstörung Österreich-Ungarns, dieses unsittlichen Staatsgebildes, das um dynastischer Machtgelüste willen ganz Europa in Blut und Brand geschleudert hatte, das Menschenmögliche zu tun. Was er zwischen 1914 und 1918 zu dieser Ende und für die nationale und staatliche Auferstehung seines Volkes in der Emigration an Gewaltigem geleistet hat, darüber legte er in dem Werke "Die Weltrevolution" einen Rechenschaftsbericht vor, der auch für uns Deutsche tausendfältig aufschlussreich ist. Staaten werden nicht aus der Idee geschaffen, und die tschechoslowakische Republik trat nicht aus der Stirn Masaryks so in die Wirklichkeit wie die Minerva aus der Stirn des Zeus, aber verdienter Lohn für alle Umsicht und Tatkraft, allen Geist und Willen, den er an die Gründung des neuen Staates gesetzt hatte, war es, wenn er nach Kriegsschluss als umjubelter Führer des Volkes, als wahrer Vater des Vaterlandes nach Prag zurückkehren konnte.

Doch da ihm die Nation nicht nur als Dank, sondern auch in der Erkenntnis, dass niemand grösser, reiner und besser sei, die höchste Würde verlieh, erwies sich, dass es mit Philosophen an der Spitze der Staaten in der kapitalistischen Welt seine Mucken hat. Mag die Tschechoslowakei etwas ganz anderes sein als das böartige Zerrbild, das unsere "völkischen" Pinscher anklaffen, dass sie Platos Idealstaat nicht gleicht, musste Masaryk bald erkennen. Auch als Präsident stand er zu seiner Überzeugung: "Die Demokratie bedeutet das Ende der Gewalt und aller religiösen, kulturellen, politischen, nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Vorrechte", aber gegen den Versuch, diese Überzeugung in die Praxis zu übertragen, erhoben sich allerhand Widerstände, kapitalistische und nationalistische. Als er, bestrebt, zu den mehr als drei Millionen Deutschen seines Staates ein gutes Verhältnis zu finden, 1924 bei einer Fahrt durch die deutschen Städte Mährens auch Schwarzrotgold an seinem Auto führte, wurde er von den tschechoslowakischen "Patrioten" als "Germanophile" verdächtigt, und nur durch die 17 Stimmen der deutschen Sozialdemokraten in der Nationalversammlung kam er 1927 bei seiner Wiederwahl zum Präsidenten im ersten Gang durch. Da heute allerdings die Nörgler schweigen und, ausser den Kommunisten, alle Parteien der Ehrung zustimmen: "Th.G.Masaryk hat sich um den Staat wohlverdient gemacht!", darf der Achtzigjährige wiederholen, was er vor zehn Jahren auf die Frage, ob er glücklich sei, erwiderte: "Glücklich ist, wer einen reichen Lebensinhalt hat. Glücklich ist, wer in ehrlichem Bemühen wenigstens teilweise seine Ideale zu verwirklichen imstande ist. In diesem Sinne bin ich glücklich".

In der Tat, Welch ein Mann! Welch ein Leben! Welch eine Erfüllung!

Hermann Wendel.

Der schlimmste Winter....

Das Elend im Dollarland.

SPD. New York, Ende Februar (Eig. Bericht)

Ein grauer Februartag. Eisiger Wind winselt um die Steinmassen Manhattans. In der Bowery, im Distrikt der Missionen und Obdachlosenasylo, ist ein ewiges Kommen und Gehen. Hier im Schatten einer alten Barracke eine Gruppe, die nach wochenlangen vergeblichen Bemühungen resigniert die tägliche Arbeitssuche aufgegeben hat und nur noch von einem Tage zum anderen vegetiert. Dort schwenken zwei, drei um die Ecke, der forsche Schritt verrät etwas von der in ihnen schwingenden Hoffnung, die sie dem Irrlichte gutbezahlter Arbeit in den Arbeitsnachweisen nachlaufen lässt. Ein dritter kuschelt sich tief in einen Hauscingar um sich notdürftig vor den scharfen Bissen des Windes zu schützen. Ach, wenn doch eine Schlafstelle hätte! Von weither heult eine Dampfersirene wie eine dunkle Erinnerung aus Urtagen.

In trete in das grosse Gebäude der Heilsarmee, das zahlreichen New Yorker Proletariern in Nottagen als willkommener Unterschlupf dient. Der Hausverwalter ein ehemaliger amerikanischer Colonel, führt mich durch das Haus, gibt mir in knappen Worten, in denen irgendwie ein gütiger Menschenton mitschwingt, die nötigen Informationen. Aber unbestechlicher als das Wort ist das Bild. Im Keller stehen vier bis zu den Gürteln entblösste junge Leute vor den Waschbecken und waschen sich ihre einzigen Hemden aus. Voraussetzung einer Arbeit, und sei sie noch so schlecht bezahlt, ist ein sauberes Hemd; so gebietet es der Moralkodex der Bürgerlichkeit. Bei manchem ist das saubere Hemd übrigens das einzige, das ihn kraft magischer Bindungen vor einem völligen Abrutschen bewahrt. Mit verbissenen Kinnbacken sind die vier kräftigen Gestalten in ihre Arbeit vertieft. Mit einer wortlosen Geste wende ich mich zu meinem Begleiter, der hilflos und verlegen die Achseln zuckt. Eine Bewegung, in der unbewusst der ganze Jammer des Menschengeschlechtes liegt.

Meiner ungesprochenen Frage antwortet er mit einer gereizten Gegenfrage: "Was wollen Sie? Nacht für Nacht steht der Keller voll junger Leute, die diese Gelegenheit zum Waschen ihrer Kleidungsstücke mit Freuden benutzen. Nie weniger als 200, immer wieder neue Gesichter, keine Landstreicher, sondern arbeitsbegierige junge Menschen, in denen die Hoffnung noch nicht gestorben ist. Alles ist da, vom Arbeiter zum Buchhalter, vom Bühnenkünstler zum Musikanten, den der Sprechfilm seiner Existenz beraubt hat. Mit jeder Woche kommen mehr und mehr junge Arbeiter, Textilarbeiter aus New England, Grubenarbeiter aus Pennsylvania, Stahlarbeiter aus den Industriegebieten. Alles Leute, die es vorziehen, den Strohalm in der grossen Stadt zu ergreifen als taten- und arbeitslos in den kleinen Ortschaften zu verhungern. Ja, lieber Freund, das ist der schlimmste Winter seit 1921....."

Mein Schweigen lässt ihn urplötzlich aus der sorgfältig gewahrten Reserve herausgehen. "So ist es überall. Im städtischen Obdachlosenasylo ist alles überfüllt. Jede Nacht werden über 300 Menschen nach einer alten städtischen Flussbarke geschickt, um dort zu übernachten, so gut oder schlecht es eben gehen will. Unser Haus hat 600 Betten und daneben geben wir noch Freiessen für weitere 500. In anderen Stadtteilen ist es ähnlich. Wo wir können, verschaffen wir Arbeit oder befördern die Leute wieder nach ihrer Heimat. Für weniger als 1 Dollar können wir einem Obdachlosen täglich sein Bett und seine Mahlzeiten geben, aber woher nehmen und nicht stehlen? Soeben hat man mich von der Zentrale angerufen, dass von morgen ab für die Freimahlzeiten kein Geld mehr da ist. Was soll das nur werden?"

Mein Herz ist unsagbar schwer. Langsam gehe ich die grosse Freitreppe herauf und trete in zwei schreiend nackte Räume, die mit Männern und Burschen angefüllt sind. Die Insassen des kleineren Raumes haben Stühle und andere primitive Sitzgelegenheiten. Das sind die, die noch bezahlen können. Im Nebenraum

stehen verelendete Menschen in Gruppen herum. Hier einer im Halbschlaf an die Wand gelehnt, dort ein anderer, gereizt auf seinen Begleiter einredend. Ein Kommunist geht herum und versucht ihnen mit weinerlicher Stimme Broschüren über Arbeitslosigkeit und Elend aufzudrängen. Als wenn sie nicht am besten wüssten, was Arbeitslosigkeit und Elend ist, besser als es ein radikaler Propagandist im warmen Bürozimmer ausmalen kann. In meinem Gesichte muss sich wohl das Erstaune über diese Propaganda auf dem Grund und Boden der Heilsarmee gemalt haben. Schon wendet sich der Verwalter mir zu und flüstert mit beruhigendem Lächeln "Das macht nichts. Ich spreche heute abend vor unseren Gästen über Abraham Lincoln". Richtig, es ist Lincolns Geburtstag. Erstaunlich, dass nicht einmal im Obdachlosenheim seiner vergessen wird, sein Geist zur Beschwörung kommunistischer Propaganda herangezogen wird. Mit verächtlicher Handbewegung weist die Mehrzahl der Anwesenden die angebotenen Broschüren ab. Mit schlürpfenden Schritten zieht der junge Propagandist ab.

+ + +

So ist es überall. Tausende von Arbeitslosen schlafen auf den Böden der Missionen, in den düstigen Hinterräumen der Geheimkneipen, der Hyänen auf dem industriellen Schlachtfelde Amerikas. Hier wird an diese Ärmsten, die vergessen wollen, ein Giftfusel verkauft, der einen langsamen Tod mit sich bringt. Macht nichts, für 25 cents können sich drei Männer besinnungslosbetrunken machen und für wenige Stunden ihre Leiden vergessen. Dieselben Männer, die sonst gutmütig und hilfsbereit sind, werden blutdürstige Tiger, wenn man ihnen das fürchterliche Getränk entziehen will. Was Zukunft, Gesundheit und Moral? Zum Teufel damit. Das Gesöff ist das einzige, das ihnen geblieben ist.

Es gibt viele unter den Arbeitslosen, die das Zeug nicht anrühren, auf bessere Tage warten. Viele, die sich einen Nickel leihen und damit die ganze Nacht in den Untegrundbahnzügen verbringen, nur um nicht in den schmutzigen Kneipen schlafen zu müssen. Sie warten auf die Zukunft, den Frühling, der ihnen die heiss begehrte Arbeit bringen wird. Aber in aller Gesichte steht die bange Frage, was geschehen soll, um sich solange über Wasser zu halten.

+ + +

Die Bilder wechseln kaleidoskopartig. Die Bowery entlang steht eine lange, sehr lange Brotlinie, die auf Einlass in eine Mission wartet. Wie wilde Tiere warten sie auf den Teller dünner Suppe und das Stück Brot, das ihnen wieder einen Tag weiter helfen wird. Plötzlich fliegt aus der Reihe ein junger Mann mit weissem Kragen und dünnem Überzieher heraus, wird, als er seinen Platz wieder haben will, barsch abgewiesen. Kragen und Mantel ist ein Luxus, der ihn in den Augen seiner weniger glücklichen Gefährten verdächtig macht. Von allen Seiten wird ihm zugerufen, doch zur Y.M.C.A. (Young Men Christian Association - Christlicher Verein junger Männer) zu gehen, wo er nach seiner ganzen Aufmachung hingehöre. Ein schauerliches Schauspiel, ein Bild, das die Seele gefrieren macht. Mutlos geht der junge Mann davon. Ich folge ihm in geringer Distanz.

+ + +

Hier ist die Y.M.C.A. Ein Manager taut auf und spricht. "Ja, es ist für mich der schlimmste Winter seit 1914. Im Januar konnten wir von 329 Leuten, die unsere Arbeitsvermittlung in Anspruch nahmen, 122 eine Arbeitsgelegenheit verschaffen. Aber von diesen 122 bekamen nur 37 eine dauernde Arbeit, der Rest arbeitete einige Tage und war dann wiederum brotlos." 37 gegen 329! - Auch er hofft auf eine Besserung im Frühjahre; aber was soll in der Zwischenzeit geschehen? Die Vereinigung hat sich alle Mühe gegeben, 44 000 Dollar von der New Yorker Öffentlichkeit für Wohltätigkeitszwecke zu erhalten. Alles, was sie nach monatelanger Arbeit zusammenkrazte, waren 21 000 Dollar. Das Ergebnis ist, dass Hunderte, die nicht wissen, wohin sie gehen sollen, von den Türen fortgewiesen werden müssen. Die grosse Mehrzahl anständig, zu jeder Arbeit bereit, verzweifelt bemüht, ihre Arbeitskraft an jeden Bieter zu verkaufen. Er setzt kopfschüttelnd hinzu: "So viele kommen zu uns. Wir haben hier 396 Betten

und brauchen pro Mann für Essen und Schlafen 91 cent täglich. Aber woher nehmen? Wir haben kein Geld."

Zurück auf die Strasse. Dunkelheit fällt, langsam flackern die Lichter in den Geschäften auf. Vor einem Radiogeschäft steht ein zitternder Bursche im dünnen Mantel - ist es nicht der junge Mann von vorhin? - und lauscht weltvergessen den herausgeschmetterten Worten eines blöden Gassenhauers. Weiter unten, ein an Abfällen genährtes Feuer, an dem sich eine Anzahl Menschen so gut es eben geht, zu wärmen trachten. Ein riesiger Neger schlägt schwerbetrunken auf ein altes Zinngefäß ein und lacht mit rollenden Kehltönen zur Hochbahn hinauf. Ab und zu summt er einen Refrain für sich hin; dann, unendlich zufrieden mit sich selbst, lacht er, lacht, lacht, ein wahrhaftes Othello-Lachen. Neben mir steht ein schmutziger alter Mann. Plötzlich wendet er sich zu seinem Begleiter um und fragt mit halblauter Stimme "Was war es eigentlich, was der Redner uns von Jesus sagte?" Der andere antwortet mit schroffem Achselzucken "Oh, welche Hölle!"

Diese Strasse gleicht einem Kalverienberg der modernen Menschheit. Vor der Mission zum Heiligen Namen steht eine nach Hunderten zählende Reihe, die bis weit über die Ecke, an den dunklen Gebäuden vorbei, in die eiskalte Dunkelheit herausreicht. Gespenstische Schatten, geduckt unter der Geißel des Hungers und der Verzweiflung. So feiert das arbeitslose Proletariat von New York Lincolns Geburtstag. Desselben Lincoln, der - es gleicht bitterster Ironie - die Fesseln der schwarzen Rasse in Amerika gebrochen hat und heute von denselben Menschen, die ihren weissen proletarischen Brüdern ein ähnliches Schicksal auferlegen, mit hohen und begeisterten Worten gefeiert wird. So sieht der Abschluss des Jahres I der vielgerühmten Hoover-Prosperität aus.

SPD. Aus Nürnberg wird uns geschrieben:

In Nürnberg wurde der Nationalsozialist Miermann aus Schwerin dieser Tage wegen Kindsraubes und Mädchenschändung zu 1 Jahr 1 Monat Zuchthaus verurteilt. Miermann fuhr anlässlich des Parteitags der Nationalsozialisten in Nürnberg mit seinem Lastkraftwagen auf die Pürsch nach jungen Mädchen. Er fand zwei Kinder, Insassen eines Mädchenheims, die seiner Einladung mit dem Auto zufahren, gerne folgten. Abends getrauten sich die Mädchen nicht mehr zurück ins Heim. Miermann behielt sie bei sich und imponierte ihnen als deutscher Held, indem er ihnen versprach, mit einigen Kameraden das Mädchenheim zu stürmen und den Leiter gehörig zu verprügeln. Dann fuhr er mit dem Auto in eine einsame Gegend und machte sich unsittlich an die ahnungslosen Mädchen heran. Er versprach ihnen, sie mit nach Schwerin zu nehmen und ihnen Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Nachts wurden die Mädchen unter 30 Nationalsozialisten auf dem Lastwagen verstaut. Keiner von den Burschen machte sich ein Gewissen daraus. Erst in Kulmbach wurde ihnen doch schon etwas schwül zumute. Da zeigte sich wieder der typische Naziheld. Er setzte die Kinder kurzerhand auf die Strasse, gab ihnen zwei Mark und den Rat, sich als Mitglieder des "Königin Luisebundes" auszugeben, dann kämen sie überall unter. Die armen Mädchen getrauten sich nun erst recht nicht mehr nach Hause zurück; sie wanderten nach Leipzig und Berlin, wo sie aufgegriffen und heimgeschubt wurden. Nur Zufällig wurde die Sache ruchbar. Jetzt kann der gewissenlose Nazimann im Zuchthaus nachdenken, dass ihm seine Schandtat im "III.Reich" nicht passiert wäre.

Aus aller Welt

Der Goldschatz im Ural.

Krasnoperows Erzählungen, Goldminen, Freundinnen und Telegramme.

SPD. Die rumänische Kriminalpolizei hat einen gewissen Eugen Krasnoperow verhaftet, der mit seinen Schwindeleien Leichtgläubigen zu Geldverlusten, den Zeitungen aber wenigstens zu fetten Ueberschriften verholfen hat.

Eugen Krasnoperow war im zaristischen Russland ein kleinerer Beamter niedrigerer Rangklasse. Beim Umsturz flüchtete er mit zahlreichen Emigranten. Nach einem endlosen Pilgerzug erreichte er Prag. Hier fiel es ihm dank seines jovialen Wesens, seines durchaus repräsentativen Aussehens und seiner guten Umgangsformen nicht schwer, in der Prager Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Es gab sich als Besitzer von Minen im Ural aus, erzählte, dass der Krieg und die Umwälzung ihn um sein ganzes Vermögen gebracht hätten, schwindelte aber auch mehreren Prager Juristen vor, dass sich ihm offenbar auf Grund diplomatischer Interventionen die Möglichkeit biete, sein Vermögen von der Moskauer Regierung zurückzuerhalten. Einer der Herrn Juristen, der Prager Advokat Dr. Neschbera, lud Herrn Krasnoperow zu sich ein. Herr Krasnoperow kam, sah und siegte. Er wies nämlich russische Dokumente vor, die ihren Besitzer tatsächlich zum Inhaber zahlreicher Goldminen im Ural stempeln sollten. Neschbera schenkte dem glücklichen Kapitalisten sein Herz, seine Arbeit - ausserdem 60 000 Tschechenkronen Vorschuss. Krasnoperow erzählte, dass er in Geldverlegenheit wäre, was ja auch weiss Gott wahr war, und aus ihr herauszuhelfen, rechnete sich Neschbera zur besonderen Ehre an - eine Freundlichkeit, von der er ja hoffte, dass sie sich bald reichlich rentieren würde. Krasnoperow lebte mit dem Geld herrlich und in Freuden, kleidete sich mit dem bezaubernden Schick eines vollendeten Gentleman und versammelte um sich stets einen Kranz schöner Frauen; selbstverständlich war er auch Stammgast der Prager Halbweltlokale.

Jede Herrlichkeit hat einmal ein Ende und die des Besitzers von 60 000 Tschechenkronen erst recht. Eines bereits ziemlich flauen Tages wieder erschien Krasnoperow bei seinem Rechtsberater und erzählte ihm, dass in der rumänischen Stadt Czernowitz eine amerikanische Aktiengesellschaft existieren würde, die das Vermögen russischer Emigranten aufkaufe, um sich dann im Rechtswege in den Besitz der Güter und Liegenschaften der von ihr Ausbezahlten zu setzen. Und tatsächlich löste der so jovial scheinende Russe, der eine sehr scharfe Nase besass für Wechsel, die in wenigen Tagen fällig sind und für Rechnungen die bereits drohend repräsentiert werden, eine Fahrkarte Prag-Czernowitz und dampfte heimlich still und leise nach Rumänien ab.

Czernowitz kannte Krasnoperow noch aus der Zeit der russischen Invasion in der Bukowina, und besonders erinnerte sich noch der Schustermeister Isidor Ruff an den Russen; die Wiedersehensfreude zwischen beiden war gross. Ruff erzählte, dass es ihm nicht gut gehe - ein Zustand, den Krasnoperow gern beheben wollte, indem er den Schuster in der Schuhfabrik von Bata beschäftige, deren Mitinhaber er sei; Ruff war überglücklich. Ausser der Bata-Versprechung bekam er dann noch ein Paket Telegramme ausgehändigt mit der ausdrücklichen Anweisung sie in genau bestimmten Abständen nach Prag zu expedieren. Ruff führte diesen Auftrag mit um so grösserer Harmlosigkeit aus, als er Analphabet war und keine Ahnung hatte, was er da eigentlich telegraphiere. Im übrigen wartete er von Tag zu Tag auf den versprochenen Arbeitsvertrag, um sofort in die Tschechoslowakei abreisen zu können. Aber Krasnoperow war inzwischen schon längst wieder still

und heimlich ohne Ruff und für Wechselinhaber mit unbekannter Adresse in Prag aufgetaucht, verschwieg dem Advokaten den kurzen Czernowitzer Aufenthalt und behauptete, in Wien zur Regelung einer Geldangelegenheit gewesen zu sein. In den folgenden Tagen brachte er Dr. Neschbera eine Reihe von Telegrammen mit, die in Czernowitz expeditiert worden waren, als Absender den Vermerk "Amerikanisch-englische Gesellschaft" und als Unterschrift den Namen "Generaldirektor Wilson" trugen. Auf Grund dieser Telegramme gab Neschbera dem reichen Russen weitere gehörige Vorschüsse und zahlte ausserdem dessen Schulden und Wechsel über rund 100 000 Tschechenkronen. Krasnoperow atmete auf - aber nur für kurze Zeit denn mit der Uebergabe des Geldes verlangt der Advokat die baldige Vorlage der Verträge, die sein Millionenkunde mit der Czernowitzer Amerikanisch-englischen Gesellschaft abgeschlossen haben wollte. Neschbera rechnete zwar nicht mit einer direkten Rückzahlung des Geldes, fühlte sich aber glücklich als Mitbesitzer der Goldminen im Ural.

Noch immer gab Krasnoperow das Rennen nicht auf. Er setzte sich ein zweites Mal auf die Eisenbahn, fuhr nach Czernowitz, ging zu dem noch immer mit einer Engelsgeduld wartenden Isidor Ruff und liess sich von ihm zu einem Rechtsanwält führen, der die tschechische Sprache beherrschte. Der Rechtsanwält erklärte sich gern einverstanden, den Akt, in dem der Russe sein Vermögen zu Gunsten der Amerikanisch-englischen Gesellschaft zediere, zu unterzeichnen, wenn auch der Generaldirektor Wilson erscheine. Einen amerikanischen Generaldirektor konnte nun Krasnoperow nicht gleich aus dem Boden stampfen, und man trennte sich. Bald kam aber Krasnoperow wieder und brachte fix und fertig besagten Akt mit, von Wilson bereits gezeichnet und gesiegelt. Dem Czernowitzer Advokaten kam die Sache nun doch nicht ganz geheuer vor, und er fragte auf alle Fälle erst mal die Polizei um Rat. Die schickte einen - Kriminalrat: Krasnoperow wurde verhaftet, legte bereits ein umfassendes Geständnis ab, und auch der arme Ruff muss zur Zeit noch brummen. Er wird wohl bald wieder enthaftet werden, dann aber von seiner Bata-Sehnsucht endgültig geheilt sein.

+ + +

Streit um Scott. Noch einmal ist um die Südpolexpedition des Kapitän Scott, der den Südpol im Rennen mit Amundsen erst als Zweiter erreicht hatte, dann aber im Eis erfror, ein Streit ausgebrochen, und zwar infolge der dramatischen Behandlung des Themas durch Reinhold Goering, den Dichter der "See-schlacht". Das Stück "Die Südpolexpedition des Kapitän Scott" ist unter der Regie von Professor Leopold Jessner im Staatlichen Schauspielhaus in Berlin aufgeführt worden. Nun haben die Angehörigen Scotts gegen diese Aufführung, die ohne ihr Wissen und schon deshalb ohne ihren Willen geschah, protestiert. Nach einer Meldung der Londoner "Daily Chronicle" hat sich die Witwe des Kapitän Scott, die jetzige Frau Hylton-Young, nach Berlin begeben, um sich das Stück anzusehen. Dem Protest der Witwe schliesst sich die ältere Schwester des Kapitän Scott, Lady Macartney an, ferner Commander Bernachi, der Scott auf der Expedition im Jahre 1901 begleitet hat. Pathetisch fragt er: "Welches Recht nimmt sich ein Mann heraus, der nie in der Arktis weilte, über diese grosse Tragödie ein Bühnenwerk zu schreiben, ohne sich die Mühe zu machen, uns, die wir dabei waren, zu befragen."

+ + +

Doppelselbstmord. Die beiden 22 und 24 Jahre alten Brüder Helmut und Ernst Brett in Spandau bei Berlin, Gesellen des Bäckermeisters Rose, haben sich nachts im Bett erschossen. Die Ursache des Freitodes der beiden jungen Leute, die als ordentlich und sparsam geschätzt waren, ist die Lungenkrankheit des jüngeren gewesen.

+ + +

Der verschwundene "Theaterdirektor". Der in Berlin unliebsam bekannte Theaterdirektor Hans Ritter ist spurlos verschwunden. Bei den Berliner Gerichten schweben zahlreiche Prozesse gegen ihn, ausserdem liegen Strafanzeigen vor. Die Polizei hat Ritter seit längerer Zeit keine Theaterkonzessionen mehr gegeben, weil er das früher in ihn gesetzte Vertrauen schmachlich missbraucht hatte. Wiederholt versuchte Ritter dann, Gesellschaften zwecks Theatergründungen ins Leben zu rufen, dabei aber andere Personen als Konzessionäre vorzuschieben. Auch hier lehnte die Polizei strikte ab, sobald sie wusste, dass Ritter seine Hand in Spiele hatte. Seit einigen Wochen behauptete Ritter, Pächter des Theaters in der Kommandantenstrasse zu sein. Er vergab gegen hohe Kautionsposten, den der Kassiererinnen gegen je 2000 Mark sogar zweimal. Auch Restaurant, Garderobe, Reklame, Schokoladenstände und sogar die Toiletten hat er doppelt und dreifach verpachtet und sich jedesmal eine anständige Kautionsauszahlung lassen. Ritter hatte auch Schauspieler engagiert und mit ihnen sogar 33 Tage lang die Kinderrevue "Die Funkprinzessin erzählt" geprobt, aber die Funkprinzessin hat niemals das Rampenlicht der wirklichen Premiere erblickt. Jeder Schauspieler bekam als Gagevorschuss ganze zwei Mark ausbezahlt, also 6 Pfenni pro Tag. Daraufhin haben die Schauspieler Ritter beim Arbeitsgericht verklagt. Selbstverständlich ist "Herr Direktor" nicht erschienen. Nimmt man die Ergebnisse seines vorläufig geglückten Kautionschwindels hinzu, so dürfte sich der von Ritter angerichtete Schaden auf etwa 25 bis 30 000 belaufen.

+ + +

Millionenbetrug an Landwirten. Benno und Alfred S., die Inhaber einer Getreide- und Düngemittelfirma in Posen, werden beschuldigt, deutsche Landwirte und Zuckerfabrikanten um Millionen geschädigt zu haben. Die beiden Kaufleute behaupten, nur die Opfer ihres Geschäftszusammenbruches geworden zu sein. Jedenfalls wird gegen beide ein Betrugverfahren und ein Verfahren wegen Konkursverbrechens eingeleitet werden, was die notwendige Klarheit bringen wird.

+ + +

Das Halsband der Kaiserin. Das historische in New York verschwundene Diamantenhalsband der früheren Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich ist wieder da. Es wurde bei einem Juwelier in der 5 th. Avenue gefunden, der es von dem wenig zuverlässigen englischen Obersten gekauft hatte. Der Oberst war mit der Veräusserung des Schmuckes, aber nicht mit der Veruntreuung des Erlöses beauftragt. Er wird jetzt von der New Yorker Kriminalpolizei gesucht.

+ + +

Die Schreckenstat von Chemnitz. Der Schlosser Paul Richard Müller aus Borona bei Chemnitz, dessen Frau sich am vergangenen Freitag mit ihren sechs Kindern mit Gas vergiftet hat, wurde von Strassenpassanten bei einem Selbstmordversuch durch Erhängen beobachtet und behindert. Bei der Vernehmung auf der Polizei machte der 45 jährige Müller den Eindruck eines Geisteskranken. Er erzählte, dass er sich am Freitag abend geschämt habe, nach Hause zu kommen, weil er seine ganze Rente vertrunken hätte. Von dem furchtbaren Ende seiner Familie hätte er am Sonnabend in der Zeitung gelesen und daraufhin einen Nervenzusammenbruch erlitten. Müller wurde in die städtische Nervenheilanstalt überführt, desgleichen seine 16 jährige Tochter, die bei der Entdeckung der Tragödie einen Nervenschock erlitt.

+ + +

Der Neunzehnjährige als Mörder. Der 19 jährige Buchbinder Fritz Hager in Weissenstadt (Oberfranken) hat seinen 55 jährigen Vater, den Stadtrat und Buchbindermeister Karl Hager mit einem Revolver erschossen - wie er sagt, in Notwehr.

Gewerkschaftliche Rundschau ✖

Opfer des Fortschritts.

Sterbende Heimarbeit - unsterbliches Elend.

SPD. Die Zahl der Hausarbeiter sinkt. Die Rationalisierung ist drauf und dran, die Heimarbeit aufzufressen. "Gott sei Dank!" - möchte man ausrufen; allein dem alten Jammer folgt nur neues Elend, dem Elend der Heimarbeit das der Arbeitslosigkeit. Neue Not entsteht in den Heimarbeiterbezirken und damit entstehen neue soziale Gefahren, auf die rechtzeitig hingewiesen werden muss.

Der Rückgang der Heimarbeit zeigt sich besonders deutlich in Bayern. Nach den Gewerbeaufsichtsberichten gab es 1928 in Bayern 23 693 Hausarbeiter; sie verteilten sich in der Hauptsache wie folgt: Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe 11 197, Textilindustrie 5 663, Holz- und Schnittstoff-Industrie 2 011, Metallverarbeitung 1 429, Papierindustrie 1 373, Musikinstrumenten- und Spielwarenindustrie 996. Die vorletzte Erhebung der bayerischen Gewerbeaufsicht über den Stand der Hausarbeit im Jahre 1906 ergab für Bayern noch insgesamt 46 626 Hausarbeiter. Danach ist die Zahl der Hausarbeiter in Bayern in einem Zeitraum von rund 20 Jahren um 23 933 oder um fast 50 Prozent gesunken. In Sachsen ist die Zahl der Hausarbeiter nach den Gewerbeaufsichtsberichten vom Jahre 1928 gegenüber dem Jahre 1927 um 1 812 zurückgegangen. Hier gab es am 1. August 1928 noch 91 877 Hausarbeiter. In Thüringen betrug der Rückgang von 1927 auf 1928 rund 11 Prozent; die Zahl der Hausarbeiter sank von 20 041 auf 17 810. In Anhalt, in Lippe-Detmold, im preussischen Regierungsbezirk Minden, in Württemberg - kurz überall, wo Hausarbeit vertreten ist, lässt sich ihr Rückgang feststellen. Man übertreibt nicht, wenn man den Gesamtrückgang während den letzten zwei Jahrzehnten auf 50 Prozent beziffert. Noch ist die Rolle der Hausarbeit innerhalb der deutschen Wirtschaft nicht bedeutungslos geworden, allein sie ist im Absterben begriffen.

Die Ursachen für den Rückgang der Heimarbeit liegen in erster Linie, wenn auch nicht ausschliesslich, in der Rationalisierung, in den Umwälzungen der Wirtschaft, der Technik und der Mode. Die Gewerbeaufsichtsberichte bringen das unverhohlen zum Ausdruck. Die Berichte betonen, dass ganz besonders die modernen Grossbetriebe des Bekleidungsgebietes die Heimarbeit verdrängt haben. Sobald Maschinen vorhanden seien, die die Handarbeit, d.h. die Arbeit des Hausarbeiters übernehmen könnten und sowohl qualitativ wie quantitativ mehr leisteten, also billiger produzierten, verschwinde der Hausarbeiter. In den rationalisierten Industrie- und Wirtschaftszweigen werde der Heimarbeiter überflüssig. Diese Entwicklung wird von vielen Gewerbeaufsichtsamtern, vor allem für die Zigarren-, die Strickwaren-, die chemische- und Papierverarbeitende Industrie festgestellt. Im württembergischen Bericht heisst es z.B., dass die Strickwarenindustrie eine verhältnismässig gute Geschäftslage gehabt habe, trotzdem aber den Beschäftigungsgrad der Hausarbeiter nicht auf der alten Höhe halten können, da infolge der Einführung neuer Maschinen nur noch die allereinfachste unvermeidliche Hilfsarbeit an Hausarbeiter abgegeben werde. Im gleichen Bericht heisst es von der Uhrenindustrie, die Hausarbeiter der Uhrenindustrie würden überflüssig, weil durch gute technische Einrichtungen die Fabriken in der Lage seien, das Material rein maschinell so vorzubereiten, dass es ohne weitere Verarbeitung verwendet werden könne. In der rationalisierten Industrie lohnt

sich heute die Heimarbeit nicht mehr; sie bietet dem Kapitalisten keinen Vorteil mehr. Die Ersparnisse, die er durch Heimarbeit bisher an Fabrikraum, Versicherungsbeiträgen, Löhnen usw. machte, sind nicht mehr so gross, dass es sich verlohnt, nach durchgeführter Rationalisierung noch Hausarbeit zu vergeben.

Die Geschmacksveränderung der Bevölkerung hat nach dem Urteil der Gewerbeaufsicht ebenfalls verschiedene Teile der Heimindustrie zum langsamen Absterben verurteilt. Das Gleiche gilt von der Veränderung der Exportverhältnisse. Eine weitere nicht unwesentliche Ursache für die Abnahme der deutschen Hausarbeit liegt darin, dass gewisse Wirtschaftszweige, die sich bisher hauptsächlich auf Hausarbeit stützten, in andere Länder abgewandert sind, wo billigere Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Der deutsche Hausarbeiter arbeitet nicht mehr billig genug. Vor allem hat es der Arbeiternachwuchs der Heimindustrie, sobald sich irgendwo Gelegenheit bot, vorgezogen, lieber in die Fabrik zu gehen, als zu Hause in dem Elend zu vegetieren. Ueberall, wo genügend Gelegenheit zur Fabrikarbeit vorhanden war, oder neu auftrat, ist ein dauernder Rückgang der Hausarbeit zu beobachten. Die besseren Verdienstmöglichkeiten des Fabrikarbeiters geben den Anreiz zur Abwanderung aus dem Heimarbeitselend. So hat also auch der allgemeine soziale Fortschritt der Arbeiterschaft indirekt zur Verringerung der Zahl der Hausarbeiter beigetragen. Als Fabrikarbeiter konnte der Heimarbeiter nachwuchs eher ein paar Groschen verdienen und eher Mensch sein.

Leider hat nur ein Bruchteil der durch die Entwicklung in der Hausindustrie freigesetzten Arbeitskräfte in Fabrikarbeit ein Fortkommen gefunden. Der Hauptteil, der durch das Absterben der Hausindustrie beschäftigungslos gewordenen Heimarbeiter wanderte ab zur grossen Armee der Dauerarbeitslosen. Der Mehrzahl der arbeitslogewordenen Hausarbeiter ist eine neue Beschäftigung und damit eine neue Existenz zur Zeit so gut wie verschlossen; denn, ganz abgesehen von der allgemeinen Arbeitsnotlage, ist in mancher Heimarbeitsgegend die Möglichkeit, in einer Fabrik Beschäftigung zu finden, entweder garnicht oder nur in sehr geringem Masse vorhanden.

Die grosse Masse der Heimarbeiter hat also nur das Elend der Heimarbeit mit dem Arbeitslosenelend vertauscht. Nachdem sie jahrzehntelang aufs rigoroseste ausgebeutet worden ist, wird sie nunmehr restlos dem Elend der Arbeitslosigkeit ausgeliefert. Das Absterben der Heimarbeit bedeutet für den Grossteil dieser Arbeitskräfte den völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch und damit für Viele völlige Verzweiflung. Die Situation in vielen Heimarbeiterbezirken ist recht ernst. Hier sind neue Gefahren im Anzug, auf die die verantwortlichen Stellen nicht rechtzeitig und nicht nachdrücklich genug aufmerksam gemacht werden können.

SPD. Der Zentralverband der Hotel-, Restaurant- und Caféhausangestellten hat in einer Eingabe an den Reichstag zur Polizeistundenfrage Stellung genommen. Der Verband bringt darin verschiedene interessante Feststellungen einer von ihm vorgenommenen Erhebung über die merkwürdige Auswirkung der Polizeistundenverlängerung. In vielen preussischen Orten mit weniger als 100 000 Einwohner sei die Polizeistunde auf 1 Uhr, in Städten mit weniger als 300 000 Einwohnern auf 2 Uhr festgesetzt worden. Halle habe mit 192 000 Einwohnern die 2-Uhr-Polizeistunde, während das benachbarte viel grössere Leipzig sich mit der 1-Uhr-Polizeistunde begnüge. Aachen mit 155 000 Einwohnern, Magdeburg-Altona und sogar Luckenwalde mit 24 000 Einwohnern erfreuten sich verordnungswidrig der 2-Uhr-Polizeistunde. In verschiedenen Städten könne jeder Gastwirt über 2 Uhr hinaus seinen Betrieb offenhalten, wenn er für jede Ueberstunde einer festgesetzten Preis bezahle.

Ueberall, wo die Polizeistunde verlängert wurde, ist nach der Erhebung im gleichen Umfang die Arbeitszeit der Arbeitnehmer verlängert worden. Die Behauptung, dass infolge der Polizeistundenverlängerung mehr Arbeitskräfte ein-

gestellt worden seien, ist, wie der Verband nachdrücklich betont, völlig unzutreffend. Mit Ausnahme der mittleren und grossen Betriebe in den grösseren Städten, wo Schichtwechsel eingeführt ist und die gesetzlichen und tariflichen Bestimmungen einigermaßen Beachtung finden, richtet sich die Arbeitszeit der Arbeitnehmer meist nach der Länge der Betriebszeit. Arbeitszeiten von 14 und 16 Stunden sowie darüber bei kürzeren oder längeren Unterbrechungen seien durchaus keine Seltenheit. Würde der § 16 des Arbeitsschutzgesetzentwurfs der die Kleinbetriebe von dem Geltungsbereich der Arbeitszeitregelung ausnehmen, Gesetz, dann würden ca. 200 000 gastwirtschaftliche Betriebe aus dem Arbeitsschutz ausscheiden. Die Arbeitnehmer dieser Betriebe könnten dann ohne Einschränkung während der ganzen Betriebszeit beschäftigt werden.

Der Verband hält eine reichsgesetzliche Regelung der Polizeistunde für notwendig. Den Bedürfnissen des Publikums genüge die Festsetzung der Polizeistunde auf 12, bzw. 1 Uhr nachts. Ganz überflüssig sei eine spätere Polizeistunde für die Saison- und Kurorte. Für Festlichkeiten von Vereinigungen und Gesellschaften dagegen sowie für besondere Veranstaltungen müsse die Polizeistunde verlängert oder völlig aufgehoben werden. In grossen Städten mit starkem Fremdenverkehr könne auf Antrag für eine Anzahl Restaurants und Cafés die Konzession für den Nachtbetrieb zugelassen werden, jedoch mit der Einschränkung, dass diese Betriebe, um eine bevorzugte Konkurrenz zu vermeiden, erst abends geöffnet werden dürfen.

SPD. Die Verhandlungen zur Neuregelung des Mantel- und Lohntarifes der Massschneider, die zur Zeit in Braunschweig stattfinden, werden aller Voraussicht nach Ende dieser Woche zu einem Abschluss gebracht werden. Die Verhandlungen werden vor drei Unparteiischen geführt, die für Mantel und Lohn einen Spruch fällen werden. Die Manteltarifverhandlungen sind bereits abgeschlossen. Die Lohnverhandlungen haben am Montag begonnen. Sie dürften sich ebenso schwierig gestalten wie die Manteltarifverhandlungen, die zeitweise aufzuliegen drohen, da von den Arbeitgebern verschiedene Verschlechterungsanträge gestellt worden sind, so z.B. Kürzung des Heimarbeitszuschlags und eine ganze Reihe von Punkten, vor allem auch die Lohnhöhe, strittig sind.

SPD. Ein neues Volkshaus wurde am 1. März in Riesa eingeweiht. Die straff organisierte Arbeiterschaft der verhältnismässig kleinen Stadt hat ein grosses, modernes Haus errichtet, das 22 Gewerkschaftsbüros, ferner Gasträume, Fremdenzimmer und Wohnungen enthält. In diesem Jahre wird von der Gewo noch ein Flügel mit 38 Wohnungen angebaut werden. Das Haus ist im Stile zweckschöner Sachlichkeit erbaut. Für die aufstrebende Industriestadt an der Elbe mit ihrer starken und geschlossenen Arbeiterbewegung war die Errichtung des Volkshauses, ganz abgesehen von der damit verbundenen Wohnraumvermehrung, im Hinblick auf die täglichen wachsenden Aufgaben und Arbeiten der Gewerkschaften eine unbedingte Notwendigkeit.

SPD. Bei den polnischen Staatseisenbahnen sind in den letzten Monaten rund 30 000 Arbeiter entlassen worden, da die Arbeiten zur Ausbesserung der Anlagen bis auf ein Minimum eingeschränkt wurden. Infolge des ständig abnehmenden Güter- und Passagierverkehrs wurden verschiedene wenig benutzte Züge ganz aufgegeben und die noch laufenden im Wagenbestand verkleinert.

Wirtschaft Technik Gandol

Lehren für die Kommunalpolitik.

kommunal Finanzen und Arbeiterklasse.

SPD. In der Unternehmerpresse herrschte bei der Nachricht, dass die Stadt Berlin evtl. bereit sei, ihren Aktienbesitz von 18,56 Millionen Mark an der gemischwirtschaftlichen Südwest A.G., Berlin an die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen (Gesfürel) zu verkaufen, eitel Freude. Der Stadt Berlin wurde das Zeugnis ausgestellt, dass sie endlich den Weg der Vernunft betreten habe, um sich nicht durch Erhöhung der Steuern, sondern durch den Verkauf von Substanz die erforderlichen Einnahmen zu beschaffen.

Auf den ersten Blick scheint die Massnahme auch kommunalpolitisch ganz plausibel. Steuererhöhungen sind ausserordentlich unpopulär. Das gilt auch für Berlin. Der Verkauf zum Kurse von 135 % sichert der Stadt Berlin eine Einnahme, die in dem Augenblick, wo von der Frage, Steuererhöhung oder nicht, wahrscheinlich die Regierungsfähigkeit abhängt, fast die Hälfte der erforderlichen Mehreinnahmen allein deckt. Freilich steht noch ein zweites Geschäft neben diesem Aktienverkauf. Die Stadt Berlin lässt sich für 14 Jahre die Konzessionsabgaben ganz oder teilweise im Voraus bezahlen, wofür die Südwest A.G. bzw die Gesfürel die bis zum Jahre 1950 laufende Konzession zur Belieferung von Wilmersdorf, Schöneberg und Schmargendorf bis zum Jahre 1960 verlängert erhält. Auch das scheint auf den ersten Blick weiter nicht gefährlich zu sein; denn die Südwest A.G. ist durch Vertrag verpflichtet, ihre Strompreise nicht über die der Stadt Berlin hinaus zu erhöhen, und ausserdem muss die Südwest A.G. ihren zusätzlichen Strombedarf bei den Berliner Städtischen Elektrizitätswerken decken.

Dennoch tut die deutsche Arbeiterklasse, die in den Kommunen und in der öffentlichen Wirtschaft heute ihre wichtigsten Positionen zu verteidigen hat, gut, Vorsicht walten zu lassen. In ganz Deutschland sind die Kommunen unter dem starken Druck der Banken und des Privatkapitals gestellt, deren Bundesgenosse der politisch unverantwortliche Reichsbankpräsident Dr. Schacht ist, und jeder Tag kann für jede deutsche Stadt, in der die Vertreter der Arbeiterschaft mit zu entscheiden haben, eine ähnliche Situation herbeiführen wie in Berlin. Es hat sich schon in Berlin gezeigt, dass beispielsweise das Schwerkapital von der Ruhr, als die Stadt Berlin bei einer anderen Kreditaktion 45 Millionen Mark Aktien der deutschen Gasgesellschaft als Sicherheit hinterlegen musste, sofort die Gelegenheit beim Schopfe packte, um sich auch dieser Aktien zu bemächtigen. Die Ruhrgas A.G. in Essen, die den Kampf gegen die öffentliche Wirtschaft mit ihren Ferngasplänen verfolgt, hat der Stadt Berlin - glücklicherweise vergeblich - die Hälfte ihrer eigenen Gaswirtschaft stillzulegen und dafür sogenanntes Zusatzgas von der Ruhr über eine Entfernung von 500 Kilometern zu beziehen.

In der Tat ist aber gerade der Berliner Fall für die Kommunalpolitik der Arbeiterklasse sehr lehrreich, wenn man genauer zusieht. Für die von der kapitalistischen Presse so gern behauptete Misswirtschaft in den öffentlichen Betrieben ergibt sich freilich aus dem Berliner Vorgehen auch nicht der Schatten eines Beweises. Die in Berlin und auch in anderen Städten notwendig gewordene Tarifierhöhung hat nicht das geringste mit finanzieller Misswirtschaft zu

tun, am allerwenigsten in den kommunalen Betrieben selbst. Solche Tariferhöhungen, die im höchsten Masse schmerzlich auch für die arbeitenden Massen sind, sind die Folge der nicht vorherzusehenden Schwierigkeiten auf dem internationalen Kapitalmarkt. während des ganzen vorigen Jahres, und sie sind hauptsächlich die Folge jener Katastrophenpolitik, die die Unerfüllbarkeit des Dawes- bzw. des Youngplanes durch die Versperrung der deutschen Grenzen gegen den Zufluss von ausländischem Kapital nachzuweisen versucht. Aus solchen erzwungenen Tariferhöhungen, so bedauerlich sie sind, lässt sich also kein Kapital zum Beweise der öffentlichen Misswirtschaft schinden. Eine Tariferhöhung ist letzten Endes nur eine andere, wenn auch sehr unerfreuliche Form der Besteuerung.

Ganz anders steht es mit sogenannten Substanzverkäufen, auch wenn es sich nur, wie im Berliner Fall, um starke Beteiligungen handelt. Die Stadt Berlin hatte, als im Jahre 1920 die Einheitsgemeinde Gross-Berlin errichtet wurde, die genannten Aktien aus dem Besitz der eingemeindeten Städte Wilmersdorf, Schöneberg und Schmargendorf geerbt. Die genannten Städte hatten sich diese 46%ige Aktienbeteiligung ausbedungen, als sie mit der privatkapitalistischen Gesfürel die Stromversorgung ihrer Stadtgebiete vereinbarten. In der 46%igen, also sehr erheblichen Beteiligung, kam der Wille der Städte zum Ausdruck, für die ganze Dauer des Konzessionsvertrages über die Südwest A.G. eine der Beteiligung entsprechende Aufsicht auszuüben, denn in der Konzession hatte die Stadt ja nicht nur auf in der Eigenversorgung erzielbare Gewinne, sondern auch auf ihre Kommunalhoheit in der Versorgung der Bevölkerung mit elektrischer Kraft verzichtet. Die hohe Beteiligung machte es ausserdem möglich, bei günstiger Gelegenheit die Majorität oder die volle Herrschaft über die Konzessionsgesellschaft zu erwerben. Die Eingliederung in Gross-Berlin hatte natürlich den Sinn, eines Tages auch für Gross-Berlin die gesamte Elektrizitätsversorgung zu kommunalisieren. Für diese Absicht der Zukunft war der Besitz der Südwestaktien ein ausserordentlich wertvolles Pfand. Er war ausserdem der Ausdruck dafür, dass in der Elektroversorgung Gross-Berlin seine kommunale Hoheit auch über Wilmersdorf, Schöneberg und Schmargendorf grundsätzlich nicht antasten lassen werde. Es kommt hinzu, dass das riesenhafte Wachstum Berlins sich in entscheidendem Masse gerade auf den Gebieten vollzieht, auf denen die Südwest A.G. ihre Konzessionsrechte hat.

Es ist nun ganz klar, dass der hundertprozentige Besitz an der Südwest A.G. für die Gesfürel sehr viel mehr bedeutet und vor allem für die Stadt Berlin von viel weitertragenden Folgen ist, als es auf dem ersten Blick scheint. Hier wird nämlich nicht nur Substanz verkauft, hier werden nicht für einige dutzend Millionen Aktien versilbert, um der augenblicklichen Finanznot einer Gemeinde eine Erleichterung zu verschaffen, sondern hier wird einer privatkapitalistischen Gesellschaft ein Stück und zwar ein sehr wichtiges Stück der Kommunalhoheit übertragen. Und das ist das entscheidende, das bei solchen Substanzverkäufen, die so harmlos erscheinen können, und vom Privatkapital so gern als harmlos dargestellt werden, politisch und insbesondere für die Arbeiterschaft so bedeutsam macht.

In dem das Privatkapital in Deutschland heute die Finanznot der Städte und auch des Reiches unter Mithilfe des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht verschärft und mit aller Gewalt die Privatisierung der öffentlichen Werke betreibt, will das Privatkapital noch mehr, als sich nur geldliche Vorteile verschaffen. Das Privatkapital führt auf diesem Wege mit dem Mittel der silbernen Kugeln einen politischen Kampf gegen die Arbeiterklasse, und zwar mit dem Ziel, die wachsende Macht der Arbeiterklasse durch Verkürzung der errungenen Machtpositionen unwirksam zu machen. Das ist der tiefere Sinn auch des Berliner Substanzverkaufs, und daraus muss die Arbeiterklasse für die Zukunft lernen.

SPD. Die Kaufkraftzerstörung durch die wachsende Arbeitslosigkeit wirkt sich auch für die Privatwirtschaft sehr stark aus. Eine Erhebung beim Textil-einzelhandel hat gezeigt, dass im Monat Januar die Umsätze dem Werte nach nur 98,7 % des Vorjahrsumsatzes betragen haben. Besonders ungünstig haben sich, freilich auch infolge der warmen Witterung, die Umsätze in den Wirk- und Strickwarengeschäften entwickelt, und bei den Spezialgeschäften für Herrenkonfektion und Wäsche hat sich wieder einmal gezeigt, dass bei sinkender Kaufkraft der Massen der weniger dringende Bedarf hinter dem Einkauf von Lebensmitteln zurückgestellt wird.

Aus denselben Gründen klagt auch die Konservenindustrie über den schlechten Absatz im Monat Februar. Auch hier hat das warme Wetter, weil die Einfuhr ausländischer Gemüse möglich war, den Verbrauch von Konserven zwar behindert. Entscheidend aber war, das sagen die Unternehmer der Konservenindustrie selbst, die im Zusammenhang mit der wachsenden Arbeitslosigkeit sinkende Kaufkraft der Massen, die den Gemüseverbrauch stark zurückdrängt. Ob die deutschen Unternehmer daraus lernen werden, wenn sie sich schon gegen eine nominelle Lohnerhöhung sperren, wenigstens durch Preissenkung die Massenkaukraft und dadurch die Absatzmöglichkeiten zu vergrössern?

SPD. Der Goldzufluss zur Reichsbank wird immer noch stärker. Auch in der Woche zum 28. Februar hat die Reichsbank wieder für mehr als 34 Millionen Mark Gold kaufen müssen, weil es sich bei dem Rekordhochstand der deutschen Reichsmark gegenüber anderen Währungen für das Ausland lohnt, Gold nach Deutschland zu schicken, statt deutsche Wechselforderungen zu erwerben. Eine solche Lage tritt immer dann ein, wenn, wie gegenwärtig in Deutschland, von der Zentralnotenbank der Diskontsatz hochgehalten wird. Die Goldbestände der Reichsbank haben sich damit auf 2444 Millionen Mark erhöht und auch die sogenannten Deckungsdvisen haben trotz des Rückganges um 15 Millionen den Rekordstand von 384 Millionen Mark. Die Woche zum 28. Februar hat wieder für die Reichsbank, trotz des Monatsschlusses, keine besonders grosse Kreditnachfrage gebracht. Die Wechselbestände sind nur um 296 auf 1917 Millionen Mark gestiegen, und die Lombarddarlehen haben nur deshalb die grosse Höhe von 323 Millionen erreicht, weil die Banken bei der Beleihung von Wertpapieren bei der Reichsbank in dem nur 28 Tage zählenden Monat Februar 2 Tage Zinsen profitierten können. Diese Lage der Reichsbank macht wieder einmal deutlich, dass es durchaus möglich ist, die Kredite in Deutschland noch weiter zu verbilligen. Da gegenwärtig die deutsche Wirtschaft gerade durch eine Kreditverbilligung den toten Punkt der Konjunkturentwicklung überwinden könnte, wäre es für eine neue Diskontsenkung die höchste Zeit.

SPD. Der Gesamtvorstand des Reichsbundes deutscher Mieter begrüsst in einer Entschliessung die Verlängerung der Mieterschutzgesetzgebung, verurteilt aber aufs schärfste jene Parteien, die die Verlängerung bis zum Jahre 1932 verhindert haben und besonders die Haltung der Deutschen Volkspartei und der Wirtschaftspartei, die die letzten Reste des Mieterschutzes beseitigen und die Mieterschaft der Willkür des Hausbesitzers ausliefern wollen. Eine Mieterhöhung müsse unter allen Umständen verhindert, und auch der Schutz der Mieter gewerblicher Räume müsse verstärkt werden. Eine zweite Entschliessung fordert die Belebung des Wohnungsbaus. Die Neubaumieten seien an die Altmieten anzupassen.

Behauptete Preise.

(Berliner Getreidebörse vom 3. März.)

SPD. Die Berliner Produktenbörse verkehrte am Montag in sehr ruhiger Haltung. Verstimmend wirkte die Nachricht von dem Zusammenbruch einer grösseren alt angesehenen mecklenburgischen Getreidefirma. Die Eröffnungsnotierungen am Markte der Zeitgeschäfte waren daher beim Weizen um ca. 1 - 1½ Mark niedriger und gingen im Verlaufe der Börse um ca. ½ - 1 Mark zurück. Der Preis für effektiven Weizen konnte sich jedoch behaupten, da bei knappem Angebot gute Nachfrage auch aus Westdeutschland vorlag. Auch das Roggenangebot ist etwas geringer geworden. Das Material wurde von den Stützungsstellen unverändert aufgenommen. Im Weizenhandel konnten sich die späteren Sichten sogar leicht befestigen. Mehl hat lustloses Geschäft bei gleichbleibenden Forderungen der Mühlen. Hafer war ausreichend angeboten und hatte knapp stetige Tendenz.

	<u>1. März</u>	<u>3. März</u>
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	229 - 232	229 - 232
Roggen	159 - 163	159 - 163
Braugerste	160 - 170	160 - 170
Futter- und Industrierogerste	140 - 150	140 - 150
Hafer	121 - 130	121 - 130
loco Mais Berlin	-	-
Weizenmehl	27,25 - 34,50	27,25 - 34,50
Roggenmehl	20,50 - 24,00	20,50 - 24,00
Weizenkleie	8,00 - 8,50	8,00 - 8,50
Roggenkleie	7,25 - 7,75	7,25 - 7,75

Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte: Weizen März 240 - 239½ (Vortag 241½), Mai 253¼ - 252½ (255), Juli 263 und Brief (263). Roggen März 162 (162¼) Mai 171½ (171), Juli 171½ - 171 (171½). Hafer März 126 - 126½ (129), Mai 136 - 137 (137½), Juli 143 (144).

Amtliche Eiernotierung.

(3. März)

SPD. Preise in Pfennigen je Stück im Grosshandel: Deutsche Eier: Trink- eier (vollfrische, gestempelte), Sonderklasse über 65 Gr. 12½, Klasse A 60 Gr. 10½ - 11, Kl. B. 53 Gr. 9½ - 10, Kl. C. 48 Gr. 8; aussortierte kleine und Schmutz- eier 6½; frischer Eier über 60 Gr. 10, 53 Gr. 9. Auslandseier: Dänen 18er 12, 17er 11¼; Holländer (Durchschnittsgewicht) 68 Gr. 12, 60-62 Hr. 11¼ - 11½, 57-58 Gr. 9¾ - 10, Belgier 57-58 Gr. 9¾ - 10, Italiener usw. 9¼, Rumänen, norma- le 7½. Ungarn 7¼ - 8. Jugoslawen 7¼. Polen 7, kleine, Mittel- und Schmutzeier 6 - 6½. - In- und ausländische Kühlhauseier: Extra grosse 8½; grosse 7½, norma- le 6 - 6½, Chinesen und ähnliche 5½ - 7. - Witterung: schön. Tendenz: flau.

Amtliche Kartoffelnotierungen.

SPD. Amtliche Kartoffelerzeugerpreise, Berlin, je Zentner waggonfrei ab mär- kischen Stationen: Weisse 1,70-2, Rote und Odenwälder Blaue 1,80-2,20, Nieren- kartoffeln 3,70-4,10, andere gelbfleischige Kartoffeln 2,50-2,80 Mark, Fabrik- kartoffeln 7¾ - 8¾ Pfennige je Stärkeprozent.

Die sozialistische Frau

F R A U E N B E I L A G E D E S S P D

Nr. 17.

Berlin, den 3. März 1930.

Mädchenhandel ?! x

SPD. Die Entrüstung schlägt hohe Wellen: In Berlin reiste vom Lehrter Bahnhof eine Tanztruppe ab - das letzte Ziel ihrer Reise war Argentinien. Die Leiterin der Truppe war eine alte Artistin - sie stand nicht in gutem Rufe, ebenso wenig wie die Lokale, in denen die Mädchen auftreten sollten. Aber freilich - nachweisen konnte man ihr nichts. Und alles andere war in Ordnung: Die Pässe der Mädels, die Fahrkarten, die Kontrakte. Auch das Alter: Die Mädels waren alle volljährig, 22 bis 33 Jahre alt, und jede wusste, was ihrer wartete, denn man hatte ihnen die spanisch geschriebenen Kontrakte übersetzt, hatte ihnen klar gemacht, dass sie sich für die versprochene Gage kaum an trockenem Brote satt essen könnten. Sie waren dennoch mit allem einverstanden, auch damit, dass sie immer bis zur frühen Morgenstunde im Lokal bleiben sollten. Nur drei von den Mädchen entschlossen sich in letzter Stunde noch, zurückzubleiben. Die andern führen ab. Was ihrer wartete, hatten sie vom ersten Moment an gewusst, als ihre Chefin sie nicht nach ihrem Können, sondern nach ihrer - Haarfarbe aussuchte.

Ja, so sieht der Mädchenhandel von heute aus: Gar nicht romantisch, nicht ein bisschen interessant. Es ist ein glattes Geschäft von beiden Seiten. Die schöne Unschuld wird nicht irgendwo von dem dunklen Schurken mit einem Praktiké, mit einer Zigarette oder mit einem Taschentuch voll Chloroform betäubt und geraubt - der Anfang einer solchen Geschichte sieht ganz anders aus. Zwischen den "Kleinen Anzeigen" unserer grossen Inseratenplantagen steht einmal eine Anzeige, die nur zwei, drei Zeilen hat: "Schöne junge Damen für Ballettruppe gesucht. Ausbildung unentgeltlich." Das ist eine verlockende Sache. Viel Studium ist ja nicht nötig; in zwei, drei Wochen schon würde man auf die Tournee gehen, erklärt der Truppenchef. Manchmal ist das ein alter Artist; nötig ist aber auch das nicht einmal, denn die drei, vier Tänze, die die Mädels einexerziert kriegen, lernen sie dann eben von irgend einer alten Tänzerin. Der Herr Chef hat ja später nur "für Ordnung zu sorgen". Das ist keine Kleinigkeit, denn wir wissen doch alle aus den amerikanischen Filmen und aus den Artikeln und Romanen unserer Boulevardpresse, dass es nichts besser Behütetes gibt als diese Tanzmädchen - ihre Herzen sind die letzte Zuflucht der Tugend in dieser schlechten Welt.

In Wirklichkeit sieht freilich die Sache ein wenig anders aus als im Film. Ein Kontrakt, in dem die Verpflichtung festgelegt ist, nach den Vorführungen im Lokal zu bleiben, um "sich mit den Gästen zu unterhalten", ist freilich nichtig, weil er gegen die guten Sitten verstösst. Jedes der Mädels weiss aber, wie vorteilhaft ein guter Konsum der Gäste für das Engagement ist; so bleiben sie - freiwillig. Man kann ja auch manchmal Tischgeld schnappen, wenn die Gäste in sehr guter Stimmung sind, oder man hat einen kleinen Vertrag mit der Konfitürenverkäuferin oder dem Verkäufer von Teddybären: Die nehmen für den halben Preis die Dinge zurück, die man sich von den Gästen schenken lässt. Das sind so kleine Einnahmen, die eine kleine Tänzerin verdammt nötig hat. Die Internationale Artistenloge hat zwar eine Minimalgage von 8 Mark auf Reisen, von fünf Mark am Standort festgesetzt. Aber in den kleinen Truppen ist kaum ein Mädel, das diese Gage erreicht. 3,50 Mark bis 4 Mark gibt es selbst

auf Reisen. Dafür aber soll man in der Wäsche nett und propper sein; die Seidenstrümpfe und die "Gesellschaftstoiletten" werden auch nicht geliefert - und man kann doch nicht im Kostüm im Lokal sitzen, nicht wahr?!

Späterhin würde man ja mehr verdienen, hat der Chef oder die Chefin gesagt; aber man wartet darauf vergebens. Mit der Zeit kriegt man ja eine gewisse Fertigkeit darin, sich allerlei "Nebeneinnahmen" zu verschaffen; damit bessert man seinen Etat ein bisschen auf. Man darf ja nichts riskieren; sonst fliegt man raus. Es gibt ja immer genug Novizen, die jünger und frischer sind - die drei, vier Tänze haben sie bald weg, und die Truppe steht ja noch nicht in schlechtem Ruf. Sie darf sogar noch Minderjährige mitnehmen. Die Bräutchen bei Vertragsabschluss die Einwilligung der Eltern, und die Truppe braucht zu ihrer Aufnahme die Erlaubnis der Polizei. In ganz schlechte Hände lässt die Polizei ein minderjähriges Mädels schon nicht kommen, und wenn die Eltern trotz ernstester Warnung vor der Truppe doch ihr Kind mitgeben wollen, dann wird ihnen schlimmstenfalls das Sorge- und Erziehungsrecht entzogen. Aber das Leben bei diesen kleinen Truppen ist nicht gut für ein junges Menschenkind, selbst wenn die Mädels "Wie eine Familie zusammen leben", wie der Chef versichert. Da ist neulich in Berlin so ein junges, sechzehnjähriges Ding verunglückt - eine Tänzerin bei einer ganz guten Truppe. Eine Kollegin hatte Geburtstag gehabt, und ein Gast hatte dem Geburtstagskinde zwei Flaschen Likör geschenkt, schönes, leckeres Zeug. Und während die andern unten tanzten, trank die Kleine, die sich in der leeren Garderobe langweilte, eine halbe Flasche aus. Als sie sich dann über ein Geländer beugte, die andern im Saal zu suchen, stürzte sie, betrunken von der vierten Etage in den Treppenschacht hinunterner....

Andern geht's "besser": Denen stellt eine ältere Kollegin einmal nachmittags einen netten, älteren Herrn vor, der sich gerade für jüngere Künstlerinnen so sehr interessiert, einen wahren Mäzen - und bald kriegt die Kleine eben so wie die Grossen mal ein bisschen Schmuck, mal ein Paar Seidenstrümpfe - und man kann ja alles so gut gebrauchen! Wenn man dafür ein bisschen gefällig sein muss - ach, man ist ja weit fort von zu Hause; hier kennt einen keiner....

Die Jahre kommen und gehen: Bald ist die Frische der Anfängerin verbraucht; man engagiert ein Mädels über fünfundzwanzig nicht mehr gern in besseren Truppen; schon längst ist man daran gewöhnt, auf Auslandstournee zu gehen; immer südlicher geht die Reiseroute. Wenn man Pech hat, geht auch der Chef mal mit der Kasse durch - dann muss das Konsulat für die Heimkehr sorgen. Und eines Tages ist man reif für Südamerika oder den fernen Osten. Man geht sogar für eine Gange von fünf Papierpesos den Tag, mit "Kneipverpflichtung" - es ist ja schliesslich alles gleich; ein Glück, dass man wenigstens noch blond ist; Blonde nimmt man immer lieber. Ja - man hat sich seine Karriere mal anders gedacht, aber nun ist man froh, wenigstens das zu heben. Solide werden - ach, man kann es ja nicht mehr, und wozu auch schliesslich? - Die Soliden sind ja auch alle arbeitslos! Und wie oft muss man sich als Dreingabe anbieten, um überhaupt Arbeit zu kriegen!

Das wissen die Sensationsblätter natürlich ganz genau. Sie wissen auch, dass manche Sekretärin nicht nur durch ihre bezuflliche Tüchtigkeit aufsteigen konnte. Aber darüber regen sie sich nicht auf, so wenig wie über die kleinen Annoncen, die sie sicher auch alle kennen. Dafür bringen sie aber flott geschriebene Artikel über das lachende, lockende Leben hinter den Kulissen der Revue. Und sie wären sehr erstaunt, wenn man ihnen erklärte, dass sie mit-schuldig sind an diesem "Mädchenhandel", gegen den alle Gesetze machtlos sind, weil Eitelkeit und Not immer neue Rekruten werben....

Rose Ewald.

In einer kleinen Konditorei.^x

SPD. Eine verträumte Seitenstrasse trägt in dem sauberen Gesicht ihrer Häuser ein buntes, freundlich leuchtendes Fleckchen. Zwei helle Schaufenster bilden das Entzücken aller Damen und sonstiger Liebhaber zartknusperigen Gebäcks. Eine grüne Tür tritt hin und wieder mit verbindlicher Geste in den Rahmen zurück, über ihr vergoldete Buchstaben eines anheimelnden Wortes! "Konditorei".

Es ist also kein Café, das hier die Vorübergehenden lockt, sondern die kleine, behagliche Konditorei, der Zufluchtsort aller ganz Weisen, aller ganz Kindlichen. Café - das ist immer ein riesiger, abweisender Raum, voll herrischen Prunks, mit hundert hungrigen Marmortischen und steifen, grämlichen "Obern". Hier aber, das weiss man schon vor dem Eintreten, gibt es keine Jazzband, keine unfreundlichen Mienen, keine hastenden Menschen. Hier ruht man aus, hier ist man freier Mensch.

Der Türgriff schmiegt sich in die Hand: "Guten Tag, alter Freund! Sieht man Dich auch mal wieder?" Man schiebt einen weichen Vorhang zur Seite, und drei nette Mädchen sagen aus ihren weissgestärkten Schürzen heraus recht lustig: "Guten Tag!" Sie möchten auch "alter Freund" sagen, aber das schickt sich nicht, Der Meister würde schön mit ihnen umspringen.

Gleich an der Tür steht das Küchenbüfett. Alle Herrlichkeiten des Kinderdaseins werden in einem verführerischen Dufte wach, und ein schwerer innerer Kampf hebt an: eigentlich wollte man nur auf eine Tasse Kaffee hereinspringen, und nun sucht man sich doch Gebäck aus. Wer vermöchte diesen tausendfachen Reizen zu widerstehen? Da locken zartschmelzende Rahmtörtchen, die sanft über die Gaumen streichen, Trüffel, die bedächtig auf der Zunge zergehen, braunglänzendes "Kopenhagener Gebäck" mit prächtiger Obstfüllung, Sandtorten aus mildestem Teig, Kirschkuchen in karminhafter Röte, Teegebäck und Sahneschnitten "Berliner Pfannkuchen" mit Sylvesterduft und mannigfache Torten, Kunstwerke aus Schaum, Aprikosen, Erdbeeren und Ananas. Schweigend, der Wirkung der Auslage bewusst, steht die niedliche Verkäuferin vor dem kundigen Gaste. Nichts Menschliches blieb ihr fremd. Sie unterscheidet alle Charaktere mühelos nach dem Gebäck, das sie wählen, beobachtet das Ringen zwischen dem Wunsche, zu geniessen, und der Pflicht, sich zu beschränken, und kennt die Schwäche aller Menschen vor der süssen Versuchung des Kuchens.

Schliesslich ist das Tellerchen bepackt. Das Fräulein folgt schon mit der Tasse herrlich duftenden Kaffees, während man unschlüssig nach dem besten Platze späht. Der Platz ist nämlich ungemein wichtig. Im Café mag man sich setzen, wie es gerade trifft, doch die weihevollere Stunde in der kleinen Konditorei will voll ausgekostet sein; die Minuten sollen wie edler Wein geschlürft werden . . .

Nahe einem musselinbehangenen Fensterdchen mit Ausblick auf Krokus und Reseda im Hintergarten findet sich ein Tisch. Das Fräulein hat Kaffee und Gebäck abgesetzt und geht. Stille lagert wie eine Andacht. Bedachtsam rührt man den Zucker in das Getränk, freut sich an der goldgelben Sahne, greift zum ersten Kuchen - die Welt versinkt, der Mensch hat alles Übel hinter sich gelassen, alle Sorgen, alle Fehden seines herrischen Tages. Vergangenheit und Zukunft gibt es nicht; nur eine liebevolle Gegenwart besteht.

Zuweilen geht die Tür. Schüchterne junge Männer führen ihr junges Glück auf eine halbe Stunde hierher. Sie sind so froh, dass sie keine drei Worte sagen. Worte klingen im Raum und stören das Glück. Auch wenn das Glück vielleicht ganz anderer Ansicht ist und immer nur lustige Abenteuer hören möchte. Wenn ein Mädchenlachen an der Decke entlang flattert, verbrämt die Sonne es mit fliessendem Gold. Die jungen Männer möchten dann "Hurra" schreien oder weinen - aber sie rafften sich auf, zahlen und gehen. Fürsorglich nehmen sie ihr junges Glück wieder mit hinaus. Man soll so wichtige Personen nicht irgend

wo vergessen - die wenigsten Menschen sind ehrliche Finder.

Ältliche Matronen frönen dem Sachelaster. Der Weltverächter düsteres Gesicht erhellt sich ob des dampfenden Mokkas, und eine silbergraue Katze blinzelt von der besonnten Fensterbank in die Feierlichkeit der Umgebung. Sie lässt sich gern streicheln und schnurrt dann erfreut.

Aber ich glaube, das ist Ironie: sie durchschaut uns alle.

Walter Anatole Persich.

Ein kräftiges Geschlecht.X

SPD. In einer oberschlesischen Ortschaft erschien vor kurzem der Grubenarbeiter Franz M. pünktlich zur festgesetzten Vormittagsstunde mit seiner Braut Maria C. und den Trauzeugen vor dem zuständigen Standesbeamten und liess sich nach Erledigung der vorgeschriebenen Formalitäten trauen. Vom Standesamt aus wollte sich die kleine Gesellschaft nach der nahegelegenen Kirche begeben, um den eben geschlossenen Bund feierlich einsegnen zu lassen. Unterwegs kehrte man erst noch einmal in einer an der Strasse gelegenen Gastwirtschaft ein, um rasch die etwas trockenen Kehlen anzufeuchten. Nach dem zweiten Glase Bierbeurlaubte sich die frischgebackene Gattin plötzlich für eine knappe Stunde von ihrem verdutzten Eheliebsten und den nicht viel weniger verwunderten Trauzeugen mit dem festen Versprechen, alle drei nach Ablauf der kurzen Frist an Ort und Stelle zum Gange nach der Kirche abzuholen.

Und Maria hielt Wort. Kaum war die angegebene Zeit verstrichen, als sich die junge Ehefrau wieder in der Gastwirtschaft einfand und, als wäre inzwischen nichts von Belang geschehen, die drei auf die Wartenden zum Gange nach der Kirche abholten, wo dann auch die feierliche Einsegnung nach der kleinen Verspätung ohne jeden weiteren Zwischenfall vor sich ging.

Was war denn nun während Marias Abwesenheit passiert? Oh, nichts weiter, als dass sie während des knappen Stündleins schnell einen gesunden Knaben zur Welt gebracht hatte.....

Die oberschlesischen Mädchen, von denen man schon viel Rühmenswertes gehört hat, müssen sich doch einer ganz besonders festen Konstitution erfreuen!

SPD. Die "fliegende Geisha". Wenn der Europäer anno dazumal von der gelben Schönen des fernen Ostens sprach, dann schwebte ihm stets nur die "Geisha" vor, das zierliche, versklavte, lediglich singende und tanzende kleine Mädchen des Teehauses. Allmählich mussten wir uns auch damit abfinden, dass die Geishas und Butterflies nicht den Frauentyp Japans darstellen, zumindest nicht den Frauentyp des Japan von heute. Auch dort machte die Frauenemanzipation riesige Fortschritte; Fräulein Doktor oder gar Frau Professor Sowieso, die uns besuchten, vermittelten schlagkräftig diese Erkenntnis der weissen Rasse. Mit der Geisha-Romantik war es aus, und auch die Japanerin wurde im Laufe der Zeit ein berufstätiger Mensch. Romantiker mögen ja der Tanztruppe nachtrauern; die heutige Geisha arbeitet im Büro, wird zum Filmstar, besucht die Hochschule und lernt fliegen. Mit ziemlichem Erfolge sogar, denn, wie aus Londoner Zeitungsmeldungen hervorgeht, wurden anlässlich des letzten Flugtages in Tokio unter den einundzwanzig Teilnehmern zwei berufsfiegerinnen preisgekrönt.

Eine Beerensammlerin ist gestorben.*

SPD. In der Stadt, in der ich lebe, bringt die Zeitung regelmässig eine Rubrik, in der die Verstorbenen des vorangegangenen Tages angegeben sind. In dieser Spalte las ich unlängst: "Barbara N., 84 Jahre, Beerensammlerin."

Nun, eine Beerensammlerin ist gestorben, was weiter! Aber doch: dieses Wort irritiert einen grotesk. Es gibt also noch zwischen Ozeanflügen und Fressrekorden, zwischen Hormonen und Wolkenkratzern, inmitten forciertes Glashaustrauben, Riesengänselebern und Transplantationen, inmitten des "Fordissimo" von heute - eine Beerensammlerin. Zwischen Wechselfälscheraffären, Atomzertrümmerungen, Seeabrüstungskonferenzen, Tonfilm, Papageienkrankheit und Mondraketen, zwischen alle diese Dinge, die täglich die Welt und die Zeitungen erschüttern, hat sich eine simple Beerensammlerin eingeschlichen: die Barbara N., 84 Jahre alt. Sie lebte davon, es war ihr Schicksal, Beeren zu sammeln und damit Geld zu verdienen.

Einmal ging durch die Presse die sensationelle Nachricht, dass der Vorsitzende der Pariser Akademie der Wissenschaften dem Plenum dieser erlauchten Gelehrten-gesellschaft einen kleinen Gartentopf vorgesetzt hätte, in dem eine Erdbeerstaude mit prachtvollen Beeren gedieh. Diese züchtete man - das heisst, man erpresste das Leben dieser kleinen Frucht - mit ungeheuer starkem elektrischem Licht in einem Keller binnen kurzer Zeit. Mit Stolz konnte dieser Herr auch berichten, dass dieses Experiment eine Unsumme gekostet hatte.

Triumph der Wissenschaft! Arme alte Barbara N.! Pflückt sich ihr Leben lang die Hände wund, muss auf Sommer und Reifen warten, um zu ihrem Bröselchen Geld zu kommen, und diese Tausendsassa der Wissenschaft machen in vierzehn Tagen in einem Keller aus Nichts reife Erdbeeren. Beerensammlerin - das reizt ja überhaupt zum Lachen. Gesammelt werden Beeren? Man isst sie doch nur, lässt sie sich servieren, und wenn man Geld hat, dann schon zu einer verrückten Jahreszeit, etwa mitten im Winter: Ananaserdbeeren auf Silberschalen, die Früchte poliert und in einem Elitehotel von einem Emigrantenkellner vorgesetzt, der früher ein russischer Prinz gewesen ist. Aber eine Beerensammlerin! Beeren sammeln: das erinnert an wunderbar würzige Halden, an grüne, ausgeholzte Flächen, an Sommerhimmel und käferiges Gesumme, an sanft ansteigenden blauen Rauch aus einstöckigen Bauernhäusern.

In dieser Welt war Barbara N. daheim. O ja, ich sehe es vor mir, das alte Weibchen, wie es mit einer Butte auf dem Rücken, mit Händen, die zu Werkzeugen geworden sind, tagelang die blauen Heidelbeeren, die roten Erdbeeren und Himbeeren und die säuerlichen Preisselbeeren "gebrockt" hat. Wieviel ihr das eintrug? Ich weiss es nicht. Und ob der Händler dabei viel verdient hat? Ich weiss es auch nicht. Ich weiss nur, dass die Beeren der Barbara N. in sorglosen Mündern von Kindern zerflossen, dass sie, von manikürten Spitzfingern, auf blanke Löffelchen geschaufelt, als Dessert zu Schminklippen geführt wurden, von Hausfrauen auf dem Markte wegen hohen Preises bemängelt, kurz, irgendwie ihrer Bestimmung zugeführt wurden. Die Bestimmung der Barbara N. war es, Beeren zu sammeln. So hat es der liebe Gott gewollt. Nichts anderes als Beeren zu sammeln, so etwa, wie der eine Bilanz macht, der andere mit Pferden handelt und der dritte mit Krawatten.

Sie ist still gestorben im Landeskrankenhaus, 84 Jahre alt, und hat den Titel Beerensammlerin erhalten. Und wurde schnell begraben. Vielleicht hat sie ein wenig Freude erlebt in ihrem Sammlerleben. Oder nur Kummer. Vielleicht hat sie Söhne gehabt, die im Kriege gefallen sind. Oder Konflikte mit Revierförstern, die strikte nach der Weisung ihres Herrn handelten: "In diesem Walde ist das Sammeln von Beeren streng, bei einer Geldstrafe von 10 Mark, verboten."

Ist es eigentlich nicht komisch, dass heute ausser Generaldirektoren, Boxchampions, Geheim- und Regierungsräten und siebenfachen Raubmördern noch eine Beerensammlerin stirbt?

Ich glaube, die Beeren, die du dein Leben lang im Sonnenglast, auf bezau-bernden Matten, umschwirrt von Faltern, in tiefer Waldeinsamkeit gepflückt hast, die wird man bald drahtlos aus einem Laboratorium hervorzaubern. Aber, Barbara N., altes Beerenweiberl, ein Dichter könnte sich deinen Abgang aus dieser Welt so schön ausmalen: Kränze aus köstlich duftenden Walderdbeeren, Girlanden aus blauprallen Heidelbeeren, Sträuße aus Himbeeren müssten dein armes Grab schmücken. Und wenn du in den Himmel einziehst, Barbara N., dann müssen alle die Beeren, die du mit deinen kümmerlichen Händen gepflückt hast, zu Engeln werden, die dich mit Hallelujah empfangen.

Hans Auer.

"Selbstverschuldetes Unglück." x

SPD. Auf Betreiben einer Berliner Konfektionsfirma wird augenblicklich wieder einmal durch drei Instanzen der Arbeitsgerichte ein Prozess geführt, in dem die grundsätzlich bedeutungsvolle Frage entschieden werden soll, ob eine uneheliche bzw. voreheliche Schwangerschaft und die damit verbundene Arbeitsunfähigkeit als "selbstverschuldetes Unglück" zu betrachten sei. Immer, wenn es sich darum handelt, für einen erkrankten kaufmännischen Angestellten sechs Wochen Gehalt während einer Krankheit zu sparen, finden sich sittenstrenge Firmen, die sämtliche Folgen eines ausserehelichen Geschlechtsverkehrs als selbstverschuldetes Unglück bezeichnen möchten. Diesmal handelt es sich um einen besonders krassen Fall, da die betreffende junge Frau mit Rücksicht auf die bevorstehende Entbindung selbst ihre Stellung gekündigt hatte. Während ihres Urlaubs, sechs Wochen vor dem vereinbarten Entlassungstermin, erkrankte sie an geschwollenen Beinen und Füßen und an Herzbeschwerden und konnte nach Ablauf des Urlaubs ihren Dienst nicht mehr versehen. Obwohl es sich um eine verheiratete Frau handelte, berief sich die Firma auf die erschütternde Tatsache, dass das Kind bereits vor der Ehe empfangen worden sein müsse, und verweigerte mit dieser Begründung die Gehaltszahlung für die Krankheitswochen. Tatsächlich existiert eine Reichsarbeitsgerichtsentscheidung, die unmissverständlich alle Krankheitsfolgen ausserehelicher Beziehungen als "selbstverschuldetes Unglück" bezeichnet und dadurch dem Angestellten das Recht auf Bezahlung der Krankheitszeit abspricht.

Das Berliner Arbeitsgericht und Landesarbeitsgericht scheinen glücklicherweise von den Leipziger Weisheiten nicht so vollkommen durchdrungen zu sein. Sie haben im vorliegenden Falle doch noch einen Weg gefunden, um der werdenden Mutter zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das war jedoch nur möglich, indem man vernünftigerweise eine andre gesetzliche Bestimmung über den Kündigungsschutz vor der Entbindung heranzog, obwohl hier die Kündigung des Arbeitsverhältnisses im beiderseitigen Einverständnis ausgesprochen war. Da die Arbeitsgerichte erst sechs Wochen vor der Entbindung einsetzte, konnte das Berliner Gericht den Schutzparagraphen der vorsintflutlichen Reichsarbeitsgerichtsentscheidung entgegenstellen. Um ganz sicher zu gehen, wurde in der Begründung noch ausgeführt, dass doch schliesslich die voreheliche Schwangerschaft zur Ehe geführt habe und die sogenannte "Schuld" dadurch vermindert sei. Immerhin sah sich die zweite Instanz genötigt, wegen der grundsätzlichen Bedeutung dieses Streitfalles die Revision beim Reichsarbeitsgericht zuzulassen.

Da jedes einzelne Gericht in Deutschland seinen Urteilspruch immer wieder den vorliegenden Entscheidungen der höchsten Instanzen anzupassen hat, so ist damit zu rechnen, dass in tausend anderen Fällen, bei denen die Erkrankung einer werdenden Mutter zu einem früheren Zeitpunkt als sechs Wochen vor der Entbindung eintritt, jede Firma das Recht hat, nach dem Trauschein zu fragen. Wenn dann das Datum nicht stimmt, oder wenn er überhaupt nicht vorhanden ist, so gibt es eben nach dem gegenwärtigen Rechtszustand einfach kein Gehalt.

Kunst und Wissen

U N T E R H A L T U N G S B E I L A G E D E S S + P + D

Berlin, den 3. März 1930.

Der Professor und die Studentin.^x

SPD. Wenige Kilometer von dem Orte Columbus (Ohio; U.S.A.) entfernt liegt der Schiessplatz der Universität, ein idyllisches Parkgelände, das besonders von verliebten Studenten und Studentinnen häufig aufgesucht wird. Auf einem der Wege, die nach dem Schiessstande führen, fand man eines Morgens im vorigen Sommer die Leiche einer jungen Frau mit aufgelösten langen blonden Haaren. Der Schädel der Toten wies nicht weniger als siebzehn Verletzungen auf. Man stellte ferner im Unterleib eine tiefe Stichwunde fest und machte die grausige Wahrnehmung, dass der Hals der Ermordeten mit einem Messer durchschnitten war. Die Uhr, die die Tote am Arme trug, war auf zehn Uhr stehen geblieben.....

Zwei Stunden nach dieser furchtbaren Entdeckung konnte die Leiche bereits von zwei Studentinnen identifiziert werden. Eine junge Dame mit langen blonder Haaren konnte niemand anders als ihre Studienfreundin Theodora Hix sein! Diese Annahme bestätigte sich dann auch. Fräulein Hix war Studentin der Medizin gewesen und vierundzwanzig Jahre alt. Einige Tage zuvor war sie, um sich ihren Unterhalt zu verdienen, bei einer akademischen Klinik als Telephonistin eingetreten. Die näheren Nachprüfungen ergaben, dass der Ruf der Ermordeten durchaus nicht so einwandfrei war, wie man zunächst angenommen hatte. Von mancherlei Liebensabenteuern wurde in ihren Freundeskreisen erzählt. Das Hauptaugenmerk der Polizei richtete sich deshalb darauf, diese intimen Einzelheiten genauestens aufzuklären.

Schon am nächsten Tage hatte die Kriminalpolizei eine Reihe bedeutungsvoller Spuren entdeckt, die zur Ermittlung des Täters führen sollten. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug es in Universitätskreisen ein, als die Nachricht von der Verhaftung zweier angesehenen Hochschulprofessoren bekannt wurde. Es waren dies der Professor der Tierheilkunde Dr. James H. Snook, und der Privatdozent Dr. Marion F. Myers. Beide gestanden ein, mit der jungen Studentin in intimen Beziehungen gestanden zu haben. Im übrigen jedoch leugneten sie jegliche Täterschaft. Selbst der Dekan der veterinärwissenschaftlichen Fakultät, Professor Mc. Pherson, geriet in dringenden Tatverdacht. Es wurde ermittelt, dass er während der Nacht, in der der Mord geschah, nicht zu Hause gewesen war, trotzdem das elektrische Licht in allen seinen Räumen bis in den frühen Morgen hinein gebrannt hatte. Man liess jedoch den Dekan vorläufig auf freiem Fusse, während die beiden anderen Dozenten die Lehrkanzel mit dem Untersuchungsgefängnis vertauschen mussten.

Um die gleiche Zeit meldete sich auf dem Polizeibüro ein Eisenbahner, der eine äusserst wichtige Aussage zu machen hatte. Dieser Mann war als Bremser auf einem Güterzuge gefahren, der den Schiessplatz passiert hatte. Beim fahlen Mondlicht bemerkte er auf einem Wege einen Mann und eine Frau, die erbittert miteinander kämpften. Der Bremser suchte den Zug zum Halten zu bringen, doch das gelang ihm erst im Verlaufe einiger Minuten. Als das Zugpersonal schliesslich an den Kampfplatz eintraf und die nähere Umgebung durchsuchte, war von dem geheimnisvollen Paar nicht die geringste Spur mehr zu entdecken.

Unterdessen hatten die polizeilichen Ermittlungen gegen den Professor Snook mancherlei belastende Momente ergeben. Er leugnete jedoch energisch die

Tat, wenn er auch immerhin zugab, dass die Studentin noch bis zum Tage ihres Todes seine Geliebte gewesen sei. Er gestand auch ein, dass er ihr vor einiger Zeit ein Absteigequartier gemietet habe, um ungestört von seiner Frau mit ihr zusammenkommen zu können.

Eine Haussuchung in diesem Zimmer förderte seltsame Dinge zu Tage. Man fand beträchtliche Mengen von Kokain, Haschisch und anderen Betäubungs- und Reizmitteln, die wohl in dem Liebesverhältnis zwischen Professor und Studentin eine gewisse Rolle gespielt hatten. Der andere verhaftete Hochschulprofessor, Dr. Myer, und der Dekan der Fakultät geben zu, ihrem Kollegen die Medikamente heimlich beschafft zu haben. Sie wurden deshalb wegen Rauschgifthandels zur Verantwortung gezogen.

Alle diese Indizien besagten jedoch noch nicht genug, um Professor Snook des Mordes zu überführen. Das Kartenhaus der Verteidigung, das er sich errichtet hatte, geriet erst ins Wanken, als die Polizei den Kraftwagen des Verdächtigen einer genauen Prüfung unterzog. Im Innern der Limousine fand man einen blutigen Handschuh, einen Trenchcoat mit Blutspritzern und - einige lange blonde Haare, die unzweifelhaft von der Toten herrührten.

Als man dem Professor Snook diese Beweismittel vor Augen hielt, brach er zusammen. Nach fünftägigem Verhör im "dritten Grade" gab er endlich die Partie auf. Er gestand ein, seine Geliebte, die Studentin Theodora Hix, im Affekt getötet zu haben. Nach seinen Aussagen hatte sich die Tat folgendermassen abgespielt:

Professor Snook, der der Studentin überdrüssig geworden war, gab während einer Autofahrt seine Absicht kund, Ohio für immer zu verlassen. Bei diesen Worten geriet das junge Mädchen in grösste Aufregung.

"Wenn Du abreist und mich sitzen lässt", rief sie, "werde ich Deine Frau und Deine Kinder erschliessen...."

Als der Streit immer heftiger wurde, zog Miss Hix schliesslich einen Revolver aus der Tasche. Bevor sie jedoch davon Gebrauch machen konnte, hatte Professor Snook schon einen Schraubenschlüssel ergriffen und ihn auf den Kopf der Studentin geschmettert... Angeblich, um ihre Schmerzen zu lindern, hieb er dann noch mehrere Male auf sein Opfer ein und durchschnitt ihm endlich, als Miss Hix immer noch Lebenszeichen von sich gab, mit dem Taschenmesser die Kehle....

Die Polizei stand diesen Angaben von vorn herein skeptisch gegenüber. Sie war vielmehr der Ansicht, dass Professor Snook die furchtbare Tat sorgfältig vorbereitet hatte. Dieser Ueberzeugung hat sich auch das Gericht bei dem Mordprozess gegen Snook angeschlossen, der im vorigen August eine ungeheure Sensation in den Vereinigten Staaten hervorgerufen hat. Aufgrund eines überwältigenden Indizienbeweises wurde Snook, ein bekannter Gelehrter und mehrfacher Familienvater, zum Tode verurteilt. Vor einigen Tagen - am 28. Februar - ist er auf dem elektrischen Stuhle hingerichtet worden.....

Der Irrenarzt und der Tobsüchtige.^x

SPD. In den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts beunruhigte der folgende Vorfall, der sich in Paris mit einem Besessenen zugetragen hatte, die Gemüter.

Eines Tages erschien bei einem bekannten Psychiater eine Dame, in deren kummervollem Gesichte sich die Spuren grosser Erregung ausprägten. Als sie das Sprechzimmer des Doktors, Ribot mit Namen, betrat, war sie einer Ohnmacht nahe. Nur mit Mühe gelang es den erfahrenen Künsten des Nervenarztes, die am ganzen Leibe Zitternde etwas zu beruhigen.

"Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?"

Die Gräfin lehnte sich in den Stuhl zurück, und, nachdem sie eine Weile mit geschlossenen Augen dagesessen hatte, begann sie mit gebrochener Stimme ihr grässliches Schicksal zu erzählen: "Sie sehen in mir, verehrter Herr Doktor, eine trostlose Mutter vor sich. Ich habe einen Sohn, den sein ausschweifendes Leben an den Rand des Verderbens geführt hat. Er liebte eine kleine Grisette aus der Vorstadt und hat sich um ihretwillen mit seinem Vater entzweit. Das aber war nur der Anfang. Nach acht Tagen der Ehe ist sie ihm mit seinem besten Freunde durchgegangen und hat den grössten Teil seines Vermögens mitgenommen. Mein Sohn hat seit seiner Jugend ein Nervenleiden. Er erlitt einen Tobsuchtsanfall, und alle meine Versuche, den Unglückseligen ins Elternhaus zurückzubringen, scheiterten an seinem heftigen Temperament. Vor allem spricht er von einem kostbaren Diamantenschmuck, den er der Betrügerin gegeben habe. Diese Vorstellung hat bei ihm eine krankhafte Wahnidee erzeugt, sodass er sich von aller Welt verfolgt glaubt, zumal da ihn sein bester Freund der ihn vorher zu seinem Vorhaben anstachelte, verraten hat. In allen seinen Reden, die zum Teil ganz unverständlich sind, kommt er hartnäckig immer wieder auf diesen einen Gegenstand zurück und ist davon nicht abzubringen."

"Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin", tröstete der berühmte Irrenarzt. "Ich verspreche Ihnen, kein Mittel unversucht zu lassen, um den zerrütteten Geist Ihres Herrn Sohnes aus seinem unheilvollen Zustande zu befreien."

"Der Graf hat seine übereilte Strenge bereut, und nichts mehr steht der Versöhnung im Wege, wenn mein über alles geliebter Sohn - er ist unser einziges Kind - nur erst von der Erinnerung geheilt ist."

"Bringen Sie Ihren Sohn zu mir!"

"Morgen Mittag, wenn Sie erlauben."

Die Gräfin empfahl sich, etwas gefasster, als sie gekommen war, und fuhr davon.

Am nächsten Mittag fährt ihr Wagen wieder bei dem Nervenarzt vor. Sie geht eilig die Treppe hinauf und meldet dem Doktor, der sie schon erwartet, mit leiser Stimme: "Er ist da."

"Lassen Sie ihn bei mir, gnädige Frau! Fahren Sie beruhigt heim; er darf Sie nicht bei mir finden. Ich habe alle Vorbereitungen getroffen. Meine neue Heilmethode hat in vielen Fällen überraschende Erfolge erzielt." Dann zeigte er ihr das Zimmer seiner Heilanstalt, in welchem der Patient Unterkunft finden soll. Die Gräfin verlässt ihn unter tausend Tränen und Dankesworten für die in Aussicht gestellte Rettung.

Dr. Ribot erwartet den Kranken, der von einem unauffällig gekleideten Irrenwärter heraufgeführt wird. "Nehmen Sie Platz", sagt er und betrachtet sein nervös zuckendes Gesicht. "Wir sind allein. Fürchten Sie nichts! Niemand kann uns belauschen. Und als er die unruhigen Augen sieht, die befremdet im ganzen Zimmer umherstreifen: "Schütten Sie Ihr Herz aus; das wird Sie erleichtern. Ihre Eltern trauern um Sie."

"Meine Eltern?" fragt der junge Mann, und in seinen Zügen malt sich eine krankhafte Verwirrung. "Was gehen Sie meine Eltern an?"

Der Arzt, der einen neuen Tobsuchtsanfall befürchtet, zieht sich unauffällig bis zur Tür zurück, hinter welcher der Gehilfe wartet.

"Sie wissen", redet er den Bedauernswerten an, "warum Sie zu mir gebracht wurden. Wir wollen doch sehen, wie es mit Ihnen steht, und was in diesem jungen Kopfe vorgeht."

"In meinem Kopfe geht garnichts vor, mein Herr, - ich habe einen- - -"

"Ich weiss schon", nickt der Arzt freundlich, "einen Diamantenschmuck-?"

"Wenn Sie es wissen, was zaudern Sie? Wo ist sie, der ich den Schmuck gegeben habe?"

"Seien Sie nur ruhig und sagen Sie mir, wem Sie ihn geschenkt haben!"

"Geschenkt? Hier ist die Rede nur vom Bezahlen, mein Herr. Die Rechnung beträgt 30 000 Franken."

Der Arzt fand es richtig, auf seinen Gedankengang einzugehen. "Wofür?" fragte er.

"Wofür?" rief der junge Mann, dessen Augen plötzlich funkelten. "Für die Diamanten."

Erzählen Sie mir Ihr Schicksal und denken Sie nicht mehr an die dummen Diamanten!"

"Nicht mehr an die Diamanten denken? Mein Herr, wollen Sie sie bezahlen oder nicht?"

"Beruhigen Sie sich!"

"Dann hole ich die Polizei."

"Ihre Frau Mutter hat mir alles erzählt. Sie werden Ihre Diamanten zurückerhalten."

"Ich lasse mich auf nichts ein!" schrie jetzt der Patient in einem wahren Tobsuchtsanfall. "Ich verlange Bezahlung!"

Der Psychiater winkte dem Wärter, der leise eingetreten war. "Hilfe" schrie der Besessene. Er wurde an den Stuhl gefesselt. Dann ging der Heilgehilfe wieder hinaus, und der Arzt näherte sich ihm von neuem. "Werden Sie ruhiger, mein Stern Sie Ihre Aufregung! Dann können wir weiterreden."

"Betrug! Betrug!" stöhnte der vom Wahn Befallene und suchte seine Fesseln zu zerreißen. "Ich will mein Geld haben! Ich will meine Diamanten haben! Ich will bezahlt werden!"

"Aber warum soll denn ich sie Ihnen bezahlen?"

"Weil die Frau Gräfin soeben bei uns einen Schmuck gekauft und ihn mitgenommen hat."

"Die Gräfin? Sie meinen Ihre treulose Frau."

"Nicht meine Frau, Ihre Frau meine ich. Ich habe die Rechnung mitgebracht."

Der Arzt war völlig verzweifelt, den Tobenden von seiner fixen Idee zu erlösen, erkannte, dass eine längere Behandlung unumgänglich sein würde. "Aber, junger Mann", sagte er in gutigem Ton, "wissen Sie nicht, dass ich Arzt und Witwer bin?"

Jetzt geriet der junge Mensch ganz ausser sich. Herr Ribot musste ihn halten lassen, da er entsetzliche Anstrengungen machte, seine Fesselung zu sprengen. Unter den geübten Griffen des Heilgehilfen aber wurde er noch wüthender. "Räuber! Mörder!" -

Als der Tobende in eine sichere Zelle gebracht worden war, fand Dr. Ribot beim Eintritt in sein Sprechzimmer auf dem Fussboden die Rechnung eines stadtbekanntem Juweliers, der am Boulevard wohnte. Eine schreckliche Erkenntnis fuhr ihm blitzartig durch den Kopf. Sofort eilte er mit seinem furchtbaren Verdachte zu dem Eingesperrten, der noch immer tobte. Der Sachverhalt klärte sich auf. Die Gräfin hatte vor einer Stunde einen Diamantenschmuck gekauft. Der Juwelier sandte auf ihren Wunsch seinen Angestellten mit quittierter Rechnung mit, um das Geld von ihrem Gatten einzuziehen. Die Gräfin fuhr ihn angeblich zu dem Grafen, in Wirklichkeit nach dem Hause des Aerztes; dem Arzt aber sagte sie, dass der Handlungsgehilfe ihr Sohn sei.

Der Irrenarzt begann an seinem Verstande zu zweifeln. Er benachrichtigte die Kriminalpolizei. Aber es war schon zu spät. Die Hochspalerin war längst in ihrem Wagen auf und davon.....

Walter Meckauer.

SPD. Linkshänder.^x Nicht nur in Europa, sondern fast bei allen Menschenrassen findet sich der Gebrauch der rechten Hand, die Rechtshändigkeit als Norm. Linkshänder sind nur zu finden von 1 bis zu 4,5% bei den verschiedenen Rassen. Eine seltsame Ausnahme machen die Bewohner von Gorentole auf der grossen Sunda-Insel Celebes, bei denen Linkshändigkeit die Regel, Rechtshändigkeit eine Ausnahme ist.

Pfui Spinne!

"Ich weiss was von ihm, und ich weiss es genau:
Ich begegnete einst ihm im Mondenscheine,
Da ging er spazieren mit einer Frau,
Und diese Frau, denken Sie!, war gar nicht seine....!"

Auch heut' auf der Strasse: da hat er gezuckt,
Als ihm auffiel ein Mädchen mit schlanker Wade.
Und im Sommer - ich habe durchs Astloch geguckt -
Da war er einmal im Familienbade.....!"

+ + +
Das tuschelt und wispert mit geiler Visage;
Entrüstungsapostel und Schnüffelbagage!
Moralquerulanten und Spliterrichter!
Gelichter....Gelichter.....!

Das raunt, und das zischelt aus dreckigen Mündern;
Ihr Kopf ist voll Stroh, und ihr Geist ist im Hintern.
Verlegenheitsduscel und Sittlichkeitsfexe:
Altjungferkomplexe....Altjungferkomplexe...!

Den Grütznier im Schädel, doch keine Grütze!
Ihr Denken ist Schleim und ist stinkende Pfütze!
Sexualdenunzianten aus schmutzigster Rinne:
Pfui Spinne....." Pfui Spinne.....!

Hans Bauer.

Geologie bei den Eskimos.^x

SPD. Die Sagen von der grossen Sintflut sind über die ganze Erde verbreitet und finden sich mit verschiedenen Abänderungen bei Völkern unterschiedlichster Kulturstufen, auch da, wo jede Beeinflussung durch die babylonisch-jüdische Sintflutsage ausgeschlossen ist. Besonders interessant ist die Flutsage der Zentral-eskimos, die nicht nur Hinweise auf eine Eiszeit enthält, sondern auch eine Erklärung der Versteinerungen von Meerestieren versucht, die man auf hohen Orten fern der Küste findet, und deren erste Deutung in unserem hochkultivierten Abendlande erst Ende des 15. Jahrhunderts durch Leonardo da Vinci erfolgte.

Lange vor unserer Zeit - so berichten die Aeltesten des Stammes - begann einmal plötzlich der Ozean zu steigen, bis er das ganze Land beckte. Ueber die Gipfel der Berge ergossen sich die Wogen, und das Eis trieb über die Gebirge. Als die Flut dann sank, strandete das Eis und bedeckte die Berge überall mit einer Eishaube. Zahlreiche Muscheln, Fische, Seehunde und Wale konnten dem Wasser nicht folgen und blieben hoch oben auf dem Trockenen zurück. Noch bis zum heutigen Tage kann man dort ihre Schalen und Knochen finden. Eine grosse Anzahl Menschen kam in jener Zeit ums Leben, aber Andere gingen in ihre Kajaks, als das Wasser zu steigen begann, und wurden so gerettet.

Diese Sage ist besonders bemerkenswert durch die von jeder Märchenverzierung freie Sachlichkeit und das völlige Fehlen der Einwirkung dämonischer Gewalten, mit denen sonst der Eskimo die Welt bevölkert. Eine ähnliche fast wissenschaftliche Darstellung der grossen Sintflut findet man bei den Eingeborenen von Alaska, die zwar nicht mehr von der Eiszeit reden, aber schon die landgestaltende Kraft des Wassers kennen. Während der Flut, so berichten sie,

schnitten Wogen und Stürme in die Oberfläche des Landes Furchen und Risse, und als dann das Wasser zurück ging und immer weiter zum Meere abfloss, waren die heutigen Berge und Täler entstanden. Unsere modernen Geologen müssen anerkennen, dass ihre primitiven Kollegen in der eisigen Wildnis auch nicht auf den Kopf gefallen waren.

Curt Biging.

Rheinische Kunst der Gegenwart.

SPD. Es war ein guter Gedanke von der "Deutschen Kunstgemeinschaft", die im Berliner Schloss ihre Ausstellungsräume hat, eine umfangreiche Schau "Rheinische Kunst", nach Städten geordnet, zu veranstalten. Die Eröffnungsfeier, die auch auf den Rundfunk übertragen wurde, hatte dabei einen guten politischen Sinn. Man wollte für das Rheinland, seine kulturelle Bedeutung und seine Eigenart werben, wie es auch aus der Ansprache des Ministers für die besetzten Gebiete, Joseph Wirth, und aus den Dankesworten des rheinischen Vertreters Justizrat Falk aus Köln herausklang.

Die Ausstellungsobjekte allerdings geben kaum einen richtigen Begriff von den gegenwärtigen künstlerischen Bestrebungen im Rheinland. Mit gutem Recht hat man sich darum bemüht, hauptsächlich nur gute Mittelware zu zeigen. Leider jedoch ist man auch nicht immer auf dieser mittleren Linie geblieben, sondern es ist da manches unterlaufen, was man beim besten Willen nicht als nur einigermaßen original oder als eine natürlich ansprechende Arbeit bezeichnen kann. Es ist zu verstehen, dass man von gegenwärtigen Formabsichten nur sehr wenig zeigt, obgleich auch hier neben guten Gemälden unbedingt minderwertige Machwerke hängen. Man versteht es aber nicht, wenn man Arbeiten sieht, die von alter Art und Anschauung sehr oberflächlich das nachmachen, was schon längst besser und ehrlicher von früheren Künstlern geschaffen wurde.

Immerhin bieten Köln und Düsseldorf als die Hauptzentren des rheinischen Kunstlebens sehr viel Interessantes, ohne dass die eine oder die andere Richtung bevorzugt wurde. Man merkt, dass wenigstens in diesen Städten eine lebendige Anteilnahme an der Kunst vorhanden ist und sich günstig auswirkt. Man möchte jedoch nicht glauben, dass andere Städte nur Künstler aufweisen, die in recht verstaubter Manier Bilder in die Welt setzen, die so oder so kein Interesse erwecken können. Wenn es trotzdem hierfür Interessenten gibt, so erscheint das traurig genug. Der gegenwärtigen Kunst und ganz besonders der im Rheinlande tut man keinen guten Dienst, wenn man bei derartigen Ausstellungen nicht immer die Spreu vom Weizen zu scheiden weiss.

O.B.

SPD. Ein Bild Virgils entdeckt? Während man in Rom die Vorbereitungen zu Zweitausendjahrfeier des Geburtstages des grossen altrömischen Dichters Virgil trifft, die im kommenden April mit einem feierlichen Festakt eingeleitet werden soll, wurde von Archäologen eine interessante Entdeckung gemacht. Auf dem Forum des Augustus fand man an einer Mauer die in Stein gehauene Kolossal-Zeichnung eines Römers in kurzem Vollbart, ein Wandgemälde, das nach der Meinung italienischer Gelehrter ein Porträt Virgils darstellen soll. Unter dem angeblichen Bild des grossen römischen Dichters befindet sich eine lateinische Inschrift, deren genaues Studium noch darüber Klarheit schaffen wird, ob der Entdeckung tatsächlich jene Bedeutung zukommt, die ihr von den italienischen Archäologen im ersten Augenblicke beigelegt worden ist.

Der Leuchtturm.

Roman von Paul Reboux.

Deutsche Rechte: Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf.

9)

SPD. Dieselbe fein gewölbte Nase, dieselbe Hautfarbe und das gleiche Gesichtsoval. Dieser Guirec war ein Schuft! Diese reine Jugend verderben zu wollen! Daniel ballte die Fäuste wie ein eifersüchtiger Mann, und er war in der Tat eifersüchtig. Vor seinem Geiste wurden die Bilder von Schwester und Bruder zu einem Bilde. Er verabscheute den sanguinischen, lebensstrotzenden Guirec, wie einen Menschen, der seiner lieben kleinen Frau hätte gefährlich werden können. Er war sich jedoch bewusst, dass viel krankhafte Zweideutigkeit in diesem Gefühl enthalten war....in diesen Mauern zu sein, als Gefangener des Meeres, unfähig zu irgendeiner Zerstreuung oder gar zur Flucht!....Er legte sein Gesicht in seine Hände, aufsteigend aus dem Grunde seines Fleisches zerrte ein Quaal an seinem Herzen, schnürte ihm die Kehle zu und liess Tränen aus seinen Wimpern tropfen.

Als er den Kopf hob, stand Vincent, der erwacht war, neben ihm und sah ihn an.

"Hast du Kummer?" fragte er.

Dieser Beweis von Sympathie erfüllte Daniel mit grosser Zärtlichkeit. Seine Nerven entspannten sich, und neue Tränen traten ihm in die Augen. Aber es waren Tränen der Beruhigung, fast Tränen des Glücks....Wie er es mit seinem Sohn getan hätte, zog er den jungen Mann an sich und setzte ihn auf seine Knie.

"Ja, ja, mein Junge....Ich habe Kummer."

Eine mütterliche Freude überkam ihn. Irgend etwas mischte sich jedoch in diese Erschütterung.

Dieser Körper, dessen Wärme er durch den Stoff spürte, die Augen, darin ein geliebter Blick lebendig war, die Züge, die ihn an eine andere erinnerten, alles verwirklichte den Gegenstand seiner ständigen Sehnsucht. Yvonne hielt er umfasst, Yvonne zog er an sich; verwirrt durch die Entbehrungen und durch die beständige Gegenwart dieses Mischwesens, konnte er den Bruder nicht mehr von der Schwester unterscheiden - sie gingen beide ineinander über, und plötzlich empfand er den Kummer des verliebten Mannes, der seine meineidige Frau streichelt, und plötzlich richtete er sich auf.

"Mach, dass du fortkommst!"

Vincent blieb stehen.

"Was soll das heissen?" fragte er verblüfft.

Aber Daniel wiederholte drohend, fast verstört:

"Geh! - lass mich allein...."

Unmittelbar darauf tat es ihm leid. Dieses Bedauern wurde am nächsten Morgen noch vergrössert durch den kühlen Empfang, der ihm beim Frühstück zuteil wurde.

Kein Wort wurde gesprochen. Man hörte nur das Geräusch der Löffel, der Messer und Gabeln und der Teller. Guirec, feindlich und heimtückisch, und Vincent, der schmolle, sprachen hartnäckig kein Wort.

Da zog er sich in eine wilde Abgeschlossenheit zurück. Er weigerte sich, die Mahlzeiten mit ihnen einzunehmen, und verliess das Zimmer nicht mehr, obwohl er sich Vorwürfe machte, sie miteinander allein zu lassen.

Die Einsamkeit bewirkte, dass sein Hass gegen Guirec wieder weiter wuchs. Er beschuldigte ihn, der Urheber des ganzen Unglücks zu sein. Ohne ihn, ohne der schaurigen Verdacht, den er erregte, ohne sein zügelloses Matrosenbeneden, ohne seine Erzählungen wäre nichts geschehen. Die Erinnerung an Yvonne, wäre unge-
trübt geblieben. Er hätte mit ihrem Bruder von ihr sprechen und ein Herz bewahren können, das ihrer würdig war. Jedoch jetzt glich, im Sturm seiner heftigen

Gedanken, das Bild der Jungfrau einer jener Madonnen aus Holz, die die alten Schiffe vorn am Bug trugen und die von den gewaltigen Wellen unablässig überschüttet werden. Was sollte er nur tun... Diesen Mann zur Rede stellen und mit ihm Streit suchen? Die Verbannung in einen Leuchtturm gleicht der auf eine einsame Insel und gleicht alle Gegensätze aus. Guirec würde antworten. An Land würde er jedenfalls angezeigt und bestraft werden, aber bis dahin?.... Die Begiere, als Rächer aufzutreten, kam ihm immer wieder. Die Zerstörung seiner Zukunft und die Wiederkehr seiner kühlen Berechnung hinderten ihn nicht einmal daran... Dann verfiel er wieder in krankhafte Starre. Seine Nerven schmerzten.... sein Gehirn war leer.

Eines Abends, etwa zwei Stunden nach dem Anzünden der Lampen, hörte Daniel, wie ein Luftzug sich in der Treppe fing. Der seit drei Tagen starke Wind war zum Sturm geworden. Damit der ganze Leuchtturm jedoch wie ein gewaltiges Orgelrohr schnarchte, musste der Orkan unten irgendwo einen Zutritt haben. Die Zugangstür, das Tor aus Bronze, stand zweifellos offen.

"Wahnsinn!..." murmelte er.... "Wieder dieser Kerl".

Er rief: "Guirec!....."

Plötzlich ertönte ein Lärm wie von einer Detonation. Die Tür war zugefallen. Draussen stöhnten die Windstöße wieder. Bisweilen hätte man sagen können, sie klängen wie menschliche Stimmen, man glaubte Rufe zu hören. Die Tür klang metallisch dazwischen. Sicherlich sprangen die Wogen bis hoch hinauf.

Trotzdem wurde alles von einem gewissen Klageruf übertönt. Das ist nicht natürlich. Was machen die beiden anderen? Wo sind sie? Hören sie denn nichts?

Daniel lauschte angestrengt, ob nicht doch im Sturm jemand gerufen hatte.

Um sich davon zu überzeugen, geht er vorsichtig auf die Terrasse hinaus. Ein Windstoß neigt ihn nach vorn. Er klettert weiter, endlich am Geländer beugt er sich hinaus und lauscht abermals.... Dank dem Zwielflicht, das die drehendenden Strahlen verbreiten, sieht er, während des intermittierenden Blitzes des Drehfeuers, eine Silhouette an der Tür, die sich jedoch nicht von aussen öffnen lässt. Und die Flut steigt! Ein Schiffbrüchiger?.... Der Unglückliche!.... Schnell, bevor eine Welle ihn wegreisst.... Die Schreie, die gegen den Sturm anheulen, werden leiser, als hätte das Wasser sie erstickt... Schnell!....

Daniel stürzt in das Dienstzimmer und öffnet die Kiste, in der das Rettungsgerät liegt.

Jemand tritt ein. Vincent.

"Verzeihung", sagte er, "ich dachte, Guirec sei hier. Er hätte schon wieder oben sein müssen. Er wollte wegen des hohen Seeganges nur die Netze einziehen....."

Daniel ahnt. Sollte Guirec unten.....

"Ach", sagt Vincent, "das Rettungsgerät?.... Guirec hat wahrscheinlich vergessen, es zu reinigen. Man darf ihm deswegen nicht böse sein. Ich werde das morgen nachholen."

In einer sekundenkurzen Atempause des Sturmes dringt ein verzweifelter Schrei an ihre Ohren.

"Zu Hilfe, Vincent!...."

Daniel ist dem Ersticken nahe. Da ruft der Elende noch im Angesicht des Todes diesen Namen.

"Ruft man nach mir?..." fragte der junge Mann zitternd.

"Meinst du?.... Hat man dich gerufen?...."

"Es schien mir so...."

Noch einmal stöhnt die Stimme:

"Zu Hilfe!...."

Der fehlende Ton dieses letzten Schreies belebt Daniel endlich und belebt sein verbrecherisches Zögern.

(Fortsetzung folgt.)